

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek 92

www.nyland.de
nyland@nyland.de

Friedrich Adolph Krummacher
Lesebuch

Zusammengestellt
und mit einem Nachwort
von Peter Heßelmann



Nylands Kleine Westfälische Bibliothek 92

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek
hg. im Auftrag der Nyland-Stiftung, Köln, und in
Verbindung mit der Literaturkommission
für Westfalen
von Walter Gödden

Band 92

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese
Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
über <https://portal.dnb.de/> abrufbar.

Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlorfrei ge-
bleichtem und alterungsbeständigem Papier.

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk sowie einzelne
Teile desselben sind urheberrechtlich geschützt. Jede
Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen
Fällen ist ohne vorherige schriftliche Zustimmung des
Verlages nicht zulässig.

Abb. auf dem Cover: Porträt Friedrich Adolph Krum-
macher. Ölgemälde von Wilhelm von Kügelgen
(1838).

Bücher der Nyland-Stiftung, Köln,
im Aisthesis Verlag
www.aisthesis.de

© 2020 Nyland-Stiftung, Köln
Umschlaggestaltung: Robert Ward
ISBN: 978-3-8498-1565-3
Druck: docupoint, Barleben

Inhalt

Aus »Parabeln«. Bd. 1 (1805)	9
Vorbericht	9
Nathan	15
Sokrates und Kritias	17
Der Mann auf Carmel	18
Das Kornfeld	20
Die Katze	22
Tod und Schlaf	23
Die Bienen und der Schmetterling	24
Die Nachahmer	26
Aesopus	26
Das heimathliche Licht	29
Das Rothkelchen	31
Der Bienenstand	32
Der Wein	34
Die Spinne	37
Die beiden Wege	38
Die kleine Wohlthäterin	40
Assaph	41
Aus »Parabeln«. Bd. 2 (1807)	42
Der Mahler und sein Meister	42
Die Rose und Lilie	43
Das Wunder	43
Cains Traum	45
Der arme Lazarus	49
Die Nachtigall im Käfig	51
Die Lehre	52
Das Flämmchen	53

Aus »Parabeln«. Bd. 3 (1817)	55
Vorbericht	55
Der Parse, der Jude und der Christ	55
Die Magnetnadel	56
Die Samenkörner	57
Der Ackermann und sein Sohn, oder die Forderung	59
Der Steuermann	60
Das Orakel	61
Der Kuhhirt	63
Das Ackerwerk Gottes	64
Hiob	65
Die Aehre und die Distel	66
Des Baches Wandel	67
Aus »Parabeln«. Bd. 1 (⁴ 1814)	68
Vorbericht	68
Aus »Ueber den Geist und die Form der Evangelischen Geschichte in historischer und ästhetischer Hinsicht« (1805)	72
Vorrede	72
Ueber den ästhetischen Werth der Parabeln Jesu	73
Aus »Festbüchlein. Eine Schrift für das Volk«. Bd. 1. »Der Sonntag« (1808)	78
Vorbericht	78
Die Fürsten	79
Das Flachsfield	83
Geschichte von den Alpherthen	86
Aus »Apologen und Paramythien« (1810)	90
Vorbericht	90
Der Hamster und die Lerche	102

Der junge Adler	103
Der Negersklave und die Larve	103
Der Ziegenbock und der Hofhund	104
Der Schmetterling und das Johanniskörnchen	105
Der Löwe und der Esel in der Gefangenschaft	105
Die Königswahl der Thiere	106
Aesop und der Esel	107
Die Gänse, die Enten und der Schwan	108
Die Nachtigallen und die Pfauen	109
Der Falk und der Reiher	109
Die Schwalben und die Philosophen	110
Der Britte und der Indier	111
Jupiter, Minerva und Bacchus	112
Zeus und die Löwin	113
Der Tiger, der Leopard und der Löwe	113
Ceres und die Kornblumen	114
Der Fuchs und der Iltis	115
Der Affe und der Indianer	115
Der Schmetterling und die Biene	116
Die Nymphe und die Nachtigall	117
Aus »Das Wörtlein Und. Eine Geburtstagsfeier« (1811)	118
Vorspiel	118
[Eine Erzählung des Forstrats]	123
Aus »Festbüchlein. Eine Schrift für das Volk«. Bd. 3. »Das Neujahrsfest« (1819)	126
Der Weg, die Wahrheit und das Leben	126
Aus »Bilder und Bildchen« (1823)	127
Die Stunden	127

Blick gen Himmel	127
Das Auge	127
Die Nacht	127
Schneegestöber	128
Das Blümchen	128
Standbild auf der Brücke	128
Natur und Geschichte	128
Die Aesopische Fabel	129
Fabel und Geschichte	129
Der Affe	129
Verklärung der Natur	129
Richten	129
Geist der Zeit	130
Die Fibel	130
Wahnsinn	130
Gesetz und Liebe	130
Kindliches Zeitmaaß	131
Aus »Das Täubchen« (1826)	131
Das Morgenbrod	131
Nachwort	135
Anhang	
Editorische Notiz	156
Erläuterungen	156
Literaturverzeichnis	163

Aus »Parabeln«. Bd. 1 (1805)

Vorbericht

[...] Der Titel des Büchleins lautet: *Parabeln*, – ein ursprünglich griechisches Wort, dem unser deutsches *Gleichniß* nur zum Theil entspricht. Denn jenes heißt eigentlich »Nebeneinanderstellung« und ist folglich von einem größeren Umfange. Bey den alten *Griechen* hatte das Wort Parabel bloß die Bedeutung eines erdichteten Beyspiels oder Gleichnisses, das den Zweck hat, eine practische allgemeine Lehre anschaulich zu machen. Die Parabel unterscheidet sich also in dieser Bedeutung vorzüglich dadurch von den Aesopischen Apologon, daß aus diesen eine allgemeine Wahrheit oder practische Lehre hervorgeht, und durch dieselben nach ihrer innern Nothwendigkeit anschaulich gemacht wird, – wenn die Parabel hingegen der Wahrheit nur zur Seite geht, und sie durch Zusammenstellung mit einem erdichteten ähnlichen Fall anschaulich zu machen sucht. Eine andere Art von Parabel und eine umfassendere Ansicht dieser Dichtung, konnte das griechische Alterthum nicht wohl haben, weil das Ziel seiner Bildung nicht weiter reichte, als bis zur innigen Verschmelzung des Geistes und der Sinnlichkeit. Die Poesie der Griechen war – nach dem Schillerschen Ausdruck – *naiv*, und nicht *sentimental*.

Bey der *hebräischen* Nation hat das Wort Parabel, so wie ihre ganze Poesie, eine höhere Bedeutung und einen größeren Umfang. Denn der Geist des hebräischen Alterthums ist *mystisch* – die Tendenz seiner Bildung war nicht schöne Harmonie des Geistes und der Sinnlichkeit, sondern Unterwerfung der letztern unter die erste. Der Mensch gehört einer übersinnlichen Welt an, nur das Uebersinnliche ist der einzig würdige Gegenstand seiner Einbildungskraft.

Daher kennt die hebräische Parabel nicht die Umschränkung der griechischen, sie kann sich über die niedere Sphäre zu der höhern übersinnlichen Region erheben. Sie führt alsdann dem Menschen, als einem Mitgliede dieses höheren unsichtbaren Reichs, die Natur vor, als *ein Bild*, das ihm nicht deshalb vorgehalten wird, damit er allgemeine Wahrheiten und Erfahrungssätze daraus lerne und erkenne, sondern damit er das Höchste und Uebersinnliche in ihr erschauet, oder erschauen lerne. So dienet die Parabel also dem dichtenden Lehrer als ein Mittel, nicht bloß einzelne moralische Wahrheiten zu lehren und zu versinnlichen, sondern dazu, um den Jünger auf *seinen* (des Lehrers) höheren Standpunkt, und zur Anschauung des Uebersinnlichen zu erheben. Aus diesem Gesichtspunkt müssen – so scheint es dem Verfasser – *viele* Parabeln Jesu betrachtet und gedeutet werden. *)

Zu Parabeln dieser höhern Gattung würden die schönen Worte gehören, die *Jacobi Allwill's* Briefsammlung vortsetzt: »die Natur in ihren schönen Formen redet figürlich zu uns, und die Auslegungsgabe ihrer Chifferschrift ist uns im moralischen Gefühl verliehen. Schon der bloße Reiz in Tönen und Farben nimmt gleichsam eine Sprache an, die einen hohen Sinn zu enthalten scheint, und die Natur näher zu uns führt!« – oder auch, wenn man will, eine Stelle aus *Jac. Böms* theosoph. Sendschreiben, die also lautet: »der Himmel Kräfte arbeiten stets in Bildnissen, Gewächsen und Farben, zu offenbaren den heiligen Gott, auf daß er erkannt werde in allen Dingen.« – Oder auch – um die Dreizahl voll zu machen – das Motto dieses Büchleins, wenn man es allegorisch

*) Eine nähere Entwicklung dieser Ansicht, die hier nur in einzelnen Winken gegeben werden kann, und die Anwendung derselben auf die Parabeln des N. T., wird der Verfasser in einer Schrift: »über die Form der Evangelien in ästhetischer und historischer Rücksicht« darlegen.

deuten und unter *Poem* die *Natur* verstehen wollte, in sofern der menschliche Geist ihr Ordnung, Form und Farbe giebt.

Es versteht sich übrigens, daß diese höhere übersinnliche Tendenz der parabolischen Dichtung nicht die niedere ausschließe, nach welcher sie bloß *lehrend* erscheint und eine allgemeine Wahrheit versinnlicht, in welchem Fall sie sich der Fabel, poetischen Erzählung und dem Beispiel nähert.

Wenn man das Leben und Weben des innern Menschen als ein fortschreitendes episches Poem betrachtete, und jeden Fortschritt dieses innern Lebens – sey es zum Bessern oder Schlechtern, Sieg oder Besiegung, Legalität oder Moralität – sich als Theile dieses Epos dächte; so würde man die Parabel *das poetische Gleichniß* in der Darstellung dieser epischen Handlung nennen können, welches aus dem Schauplatz und den Umgebungen des Handelnden die Bilder nimmt, um damit die Regung, Entwicklung und Fortschreitung des Geistigen und Uebersinnlichen zu bezeichnen. – Doch, es sey genug an diesen einzelnen Winken, die nicht den Zeck haben, eine Theorie der Parabel aufzustellen, sondern nur dem freundlichen Leser in dem einen oder andern Fall zu leisen Fingerzeigen dienen sollen.

Die Parabeln, Gleichnisse und Bilder, die dieses Büchlein enthält, sind übrigens größtentheils nicht eigentlich erfunden – sondern vielmehr ungesucht gefunden oder von selbst entstanden – es sind kleine anspruchslose geistige Naturgewächse. So wie wirkliche Begebenheiten dem Aesop seine Apologen eingaben, so sind auch die meisten dieser Parabeln Früchte und Eingebungen eines Augenblicks. Ein Blick auf einen blühenden Rosenstrauch oder in das Abendroth, irgend eine kleine Freude, der stille Nachgenuß eines in traulicher Freundschaft verlebten Stündchens, der dankbare Hinblick auf

ein schönes Buch,*) ein Spiel mit einem Kinde oder sonst irgend eine Kleinigkeit – erzeugten diesen Spiele des innern Menschen, die ich nicht wohl entbehren kann, und nun auch meinen Freunden mittheile.

Einige hatten auch wohl ernstern Ursprung. Denn es wandelt zuweilen den Menschen ein Bedürfniß an, sich das Alltägliche, oder das, was ihm traurig dünkt auf Erden, unter einem freundlichem Bilde, als die Außengestalt giebt, vorzustellen. So entstand bey dem wehmütigen Andenken an dich, früh vollendete L...E...! das Bild 21 – und ich sah nun auf deinem Grabe die beiden kindlichen Genien sich umarmen, und dich, in ihrer Mitte, dem schönern Erwachen entgegenschlummern. – Ebenso entstanden mehrere andre.

Natürlich werden diese Parabeln dadurch selbst unter einander verschieden sein in Ton und Farbe, jenachdem die Stimmung verschieden war, in welcher sie empfangen und gebohren wurden. Manche könnten vielleicht in ihrem Ursprung einen tiefern und zarten Sinn gehabt haben, als Federn und Tinte darzulegen vermochten, und manche mögen denn auch immerhin als ein unschuldiges Spiel mit der Feder, oder auch mit dem lieben freundlichen Leser angesehen werden.

Daß in diesem Büchlein mehrere biblische Personen auftreten, hat seinen Grund in der Eigenthümlichkeit des Verfassers, der je länger je mehr die Bibel für das Buch der Bücher hält, und sich deshalb gern mit den biblischen Personen beschäftigt und auch erlustiget. Sollten einige Leser, wie ich wohl vermuthe, hierin anders denken, so mögen sie sich an die, auch von unserm *Herder* und andern weisen Männern erprobte, *ästhetische* Bemerkung halten, daß in keinem Buche, selbst Homer

*) So verdankt z. B. die Parabel N. 37 ihre Entstehung einem Aufsätze »über den Wahrheitsinn im Volke« von unserm ehrwürdigen Prior *Hoogen*, dem ich dieselbe auch gerne, zum Zeichen meiner innigen Verehrung, widmen möchte.

und Ossian nicht ausgenommen, eine solche Wahrheit in der Characterdarstellung der handelnden Personen zu finden ist, als in unserer Bibel, worin überhaupt weit mehr stehen soll, als die Menschen daraus zu lesen pflegen.*)

Daß es auch Leser geben könne, die den Engeln, die auch darin vorkommen, nicht ganz günstig sind, kann ich mir wohl vorstellen. Denn es giebt ja Menschen, denen selbst die heiligen Engel auf den Gemälden eines Raphaels und Corregio nicht gefallen wollen, so wie es Menschen giebt, die durch eine wunderbare ungünstige Organisation kein musikalisches Gehör haben, wie man zu sagen pflegt, ja, denen sogar die Harmonie der Töne zuwider ist. Daran sind sie aber selbst unschuldig, und es wäre Sünde, gegen sie eine geharnischte Vorrede schreiben zu wollen.

Solche endlich, die auch die Kindlein herausheben möchten, werden unter meinen lieben Lesern hoffentlich nicht seyn. Sie würden dann auch wohl schwerlich auf das Wort des großen und kindlichen Luthers achten, wenn ich es zu meiner Vertheidigung anführte, und welche also lautet: »die Kindlein sind die feinsten Spielvögel, die reden und thun alles einfältig und vom Herzen und natürlich. An den Alten hat man solche Gnade nicht, es fließt und gefällt nicht so wohl. Denn was gefärbt ist, das verliehret die Gunst, und machet nicht so viel Lust, als das so vom Herzen natürlich zugehet.« – Und wagen würde ich es vor ihnen nicht, das Beyspiel des noch weit größeren und kindlicheren Mannes anzuführen, der die Kindlein, so wie sie lebten und lebten, zu lebendigen Parabeln in die Höhe hob und sie herzte. –

*) Was thut auch der Name zur Sache? Er unterscheidet nur die Individuen nach Fleisch und Bein. Das Reinmenschliche gehört der ganzen Menschheit an.

Was den *Ton* dieser Parabeln anbelangt, so beruft sich der Verfasser auf den Ausspruch des Cicero, daß ein jedes Poem seinen eigenthümlichen Ton habe, und seine eigenthümliche Sprache für die, so sie verstehen. Daraus folget natürlich, daß es dieselben auch haben dürfe, und der Verfasser hat sich also hierin seines Rechts bedienen und sich seinem Gemüthe überlassen wollen. Das Urtheilen darüber werden so schon andere übernehmen. Es käme aber nun darauf an, daß auch der geneigte Leser sie in dem nehmlichen Ton lesen möchte. Denn darauf beruhet sehr viel, wie man z. B. an sich selbst wahrnehmen möchte, wenn man sich entschließen könnte, etwa nach dem Mittagessen, eine Stelle aus Klopstocks Messias sich selbst in dem Ton eines Zeitungsberichts vorzulesen. – So ward die Messiadie nicht gedichtet. – Der freundliche Leser wird es nicht übel deuten, daß ich auch einiges von ihm verlange. Denn es kommt hiebey nicht auf die Wichtigkeit des Werkes an, und wäre es selbst dem Verfasser eines kleinen Hochzeitsgedichtchens nicht zu verdenken, wenn es ihm wehe thäte, daß sein wohlgemeintes Carmen grade von einem Mann vorgelesen wurde, der sein ganzes Leben hindurch nur sein Hauptbuch und die Zeitungen gelesen hatte. Auch könnte sich der Verfasser hier abermals auf einen ehrwürdigen und großen Mann unseres westphälischen Vaterlandes berufen, welcher meint, daß den Schriftsteller eben so wohl die Frage: Leser, wie gefällst du mir? – als die andere: Leser, wie gefall ich dir? zustehe. Hätte es nicht auch seine Schwierigkeiten, so würde der Verfasser dieser Parabeln, um jenen Endzweck bey seinen Lesern zu erreichen, es gemacht haben, wie ein gewisser Pfarrer, der, um sich und seine Leser bey dem Vortrag seiner Predigt in die nehmliche Stimmung und religiöse Begeisterung zu versetzen, worin er sie entwarf, zur eigenen Nachricht sich musikalischer Benennungen und Zeichen bediente. So würde es denn, zur Nachricht

für den Leser, die einzelnen Parabeln Adagio, Grave, Moderato, Allegro, Allegretto, auch wohl Scherzando *u.s.w.* überschrieben, und z. B. über den ersten Theil der letzten Parabel das *Grave sostenuto*, und vor dem letzten Theil *Allegro con moto* gesetzt haben. Das mag nun der geneigte Leser, nach der Musik und Poesie, die in seinem Innern wohnt, selber thun.

Duisburg am Rhein den 17ten October 1804.
Der Verf.

1. Nathan

Nathan, ein Prophet und weiser Lehrer zu Salem, saß unter seinen Jüngern und die Worte der Lehre und der Weisheit flossen wie Honig von seinen Lippen.

Da sprach einer seiner Jünger, Gamaliel: Meister, wie kommt es, daß wir so gerne deine Lehren empfangen, und alle horchen der Rede deines Mundes?

Da lächelte der bescheidene Lehrer und sprach: heißet mein Nahme nicht *Geben**)? der Mensch nimmt ja gerne, wenn man nur zu geben weiß!

Wie giebst du denn? fragte Hillel, ein anderer von denen, die zu seinen Füßen saßen.

Und Nathan antwortete: ich gebe euch den goldenen Apfel in silberner Schaale. Die Schaale *empfanget* ihr, – aber ihr *findet* den Apfel.

Ein andermal fragte Gamaliel den weisen Nathan und sprach: Meister, warum lehrest du uns in Gleichnissen?

Da antwortete Nathan und sprach: siehe, mein Sohn, als ich ein Mann ward, da vernahm ich das Wort des Herrn in meinem Herzen, daß ich ein Lehrer des Volks würde, und der Wahrheit Zeugniß gäbe, und der Geist Gottes kam über mich. Da ließ ich meinen Bart wachsen, und

*) Dies bezeichnet nehmlich das Wort Nathan.

kleidete mich in grob hären Tuch, und gieng hinaus unter das Volk und strafte sie mit harten gewaltigen Worten. – Aber die Menschen flohen vor mir, und sie nahmen meine Worte nicht zu Herzen, einige aber deuteten sie auf Andere.

Da ergrimmete ich in meinem Geist, und floh hinaus in die Nacht auf das Gebirge Hermon, und sprach in meinem Herzen: wollen sie das Licht nicht, nun, so mögen sie in Nacht und Dunkel wandeln, und in der Finsterniß verderben! – So rief ich und wandelte zürnend in der finstern Nacht.

Siehe! da kam die Dämmerung, und die Morgenröthe stieg am Himmel empor, und der Thau des Morgens troff hernieder auf das Gebirge Hermon. Da entwich die Nacht, und Hermon duftete. Denn der Schimmer des Morgenroths war sanft und lieblich, und die Nebelwolken schwebten um die Gipfel der Berge, und feuchteten das Erdreich. Die Menschen aber wandelten fröhlich und schauten zur Morgenröthe empor. Da stieg der Tag vom Himmel hernieder, und die Sonne kam aus den Armen des Morgenroths und bestrahlte die bethauten Pflanzen.

Und ich stand und schauete, und es ward mir sonderlich im Herzen. Da erhob sich säuselnd der Morgenwind, und ich vernahm im Geist die Stimme des Herren, die redete zu mir und sprach: Nathan, so giebt der Himmel dem Sohn der Erde seine köstlichste und zarteste Gabe, das süße Licht! –

Als ich nun vom Gebirg herniederstieg – fuhr der Prophet fort – da führte mich der Geist des Herrn unter einen Granatbaum.*), der Baum aber war schön und schattig, und er trug zu gleicher Zeit Blüten und Früchte.

*) Unser Pfersichbaum.

Und ich stand in seinem Schatten und schauete seine Blüte und sprach: wie ist sie so schön und röthlich, gleich der Schaamröthe auf den Wangen der blühenden Töchter Israels! –

Und als ich mich näher hinzu neigete, da fand ich auch die herrliche Frucht, verborgen in dem Schatten der Blätter.

Da geschah zu mir das Wort des Herrn aus dem Granatbaum und sprach: siehe, Nathan, so verheisset die Natur die liebliche Frucht in der einfachen Blüte, und reichet dieselbe, ihre Hand verbergend, im Schatten des Laubes! Da – fuhr der weise Nathan fort – kehrte ich nach Salem zurück, und that mein rauhes Gewand von mir, salbete mein Haupt und lehrete die Wahrheit in fröhlicher Weise und Gleichnissen.

Denn die Wahrheit ist ernst und hat wenig Freunde. Darum liebet sie das einfache und fröhliche Gewand, auf daß sie Freunde und Jünger gewinne.

2. Sokrates und Kritias

Sokrates, der weise Sohn des Sophroniskus, redete eines Tages im Kreise seiner Schüler von der allwaltenden Vorsicht der Gottheit, wie sie alles sehe und alles höre, und überall zugegen sey, und für alles Sorge, und wie man dieses immer mehr empfinde und erkenne, je mehr man sie verehere.*)

Dabey bediente sich der weise Lehrer in der Rührung seines Herzens eines Bildes aus den Gesängen des unvergleichlichen Homer, und verglich die göttliche Vorsicht einer Mutter, die von ihrem Knäblein, das im süßen

*) Eigene Worte des weisen Griechen nach Xenoph. Denker. 1. 4.18.

Schlummer ruht, leise und ungesehen die Fliegen abwehrt. –

Unter seinen Schülern aber war auch Kritias, der Verräther, der ihn zum Tode verdammt.

Dieser lachte, als Sokrates sich des Gleichnisses bediente. Denn es deucht' ihm unedel und gemein. Darum lachte er und spottete in seinem Herzen.

Sokrates aber merkte es und durchschauete ihn. Deshalb wandte er sich zu ihm und sprach: ahndest du denn nicht, mein lieber Kritias, wie nahe das Menschliche, in seiner einfachen Gestalt, mit dem Göttlichen verwandt ist? –

So sprach er. Da entfernte sich Kritias mit zürnendem Herzen. Sokrates aber fuhr fort, die andern zu unterweisen.

Als Sokrates nachher durch die Bosheit des Kritias zum Tode verdammt worden war, und den Giftbecher trinken sollte, da gedachte der Tyrann von neuem der Worte und des Gleichnisses des weisen Mannes.

Und er trat zu ihm und sagte höhrend: nun, Sokrates, werden auch jetzt die Götter dir die Fliegen abwehren?

Sokrates aber lächelte und sprach: die Gottheit, Kritias, führet mich jetzt nach wohlvollbrachtem Tagewerk zum süßen Schlummer. Wie sollt' ich denn die Fliegen fürchten?

3. Der Mann auf Carmel

In einem Dörflein am Berge Carmel lebte ein weiser Mann, dem hatte der Geist Gottes die Gabe des Trostes und der Heilung verliehen. Er gieng in jegliche Wohnung, wo ein Kranker darniederlag, und heilte ihn von seinem Uebel; oder tröstete und erquickte den Sterbenden mit holdseeliger Rede, und milderte die Klagen der Weinenden. – Denn er kannte die Kräfte der heilenden

Kräuter, und die Herzen der Menschen, obwohl er erst ein Mann war näher dem Jüngling. Deshalb liebten ihn alle Menschen und baten ihn, einzukehren in ihre Wohnungen, und man nannte seinen Nahmen weit umher.

Aber siehe! es kam aus dem Lande Mizraim eine Seuche in das Dörflein am Berge Carmel und in die Gegend umher, und die Menschen erkrankten und viele starben. Denn die Seuche war böß. Und wo ein Kranker darnieder lag, sendete man zu ihm, daß er heilen möchte und trösten, bey Tag und bey Nacht.

Da ermattete sein Leib, und seine Seele ward betrübt, daß die Gewalt der Seuche oft stärker war, denn die Kraft der heilsamen Kräuter, und er begann zu fürchten für sein eigenes blühendes Leben.

Denn die Wiederkehr des Mißlingens erzeuget in dem Herzen des emporstrebenden Mannes leichtlich den Mißmuth. –

Da führte ihn sein Geist hinaus auf das Gebirge Carmel, und er zweifelte in sich selber, ob er auf dem Gebirge verweilen und nicht wiederkehren, oder heilsame Kräuter und Pflanzen suchen sollte, den Siechen zum Trost und zur Labung.

So gieng er hinaus und sagte: die Natur war von Jugend auf meine Lehrerin. Sie soll auch jetzt mich unterweisen! – –

Er stand vor einer Blume, die schöner in ihrer Blüthe sich erhob, denn Salomo in aller seiner Herrlichkeit. Da sprach er: sie blühet in ihrer Schönheit und jugendlichen Kraft *sich selber*, und öffnet ihren Kelch dem Strahl der Sonne und dem sanften Winde, der von Abend her über das Meer kommt. Was mag der Mensch mehr thun, als sich *in sich selber* vollenden?

Ich will auf Carmel bleiben und unter den Blumen blühen, bis ich am Ziel, unmerkbar und sanft, wie die Blume verwelke. –

Jetzt flatterte ein Schmetterling um die Blume. – Er aber schauete ihn an, und sprach: nein! du lehrest mich ein anderes. Ich will zu den Menschen zurückkehren in die glänzenden Städte, und zu den Pallästen will ich eilen, um da von meiner Weisheit süße Früchte der Freuden zu ärndten! So wie über dem herrlichen Blumenkelch der Schmetterling, so soll über meiner Kunst mein Leben sich ausbreiten!

So sprach er und blickte in den Blumenkelch. Siehe, da lag eine todte Biene auf dem Boden des Kelches. Sie hatte, beladen mit dem zarten Blütenstaub, mitten in der Arbeit ihre kleine Seele ausgehaucht. –

Er sah es und betrachtete schweigend die leblose Hülle des Thierchens – und der Purpur der Schaamröthe erfüllte seine Wangen. Heiliger Geist der Natur, rief er – verzeihe meinem Unmuth und meiner Thorheit! Ich folge von nun an deinen Winken, und kehre, ein treuer Zögling, zu dir und meinem heiligen Berufe zurück!

Darauf sammelte er die edelsten Pflanzen des Gebirges, und kehrte mit heiterm Antlitz in das Dörflein und in die Hütten der Leidenden.

10. Das Kornfeld

Der Sommermond hatte die Saaten des Feldes gereift. Die vollen Aehren rauschten im Winde, der über sie hinschwebte, und der Landmann war schon hinausgegangen zu sehen, ob er die Schnitter senden müsse. Er bedachte den Platz seiner Scheuer und berechnete in sich den Gewinn, den ihm der Reichthum seines Feldes bringen solle. Denn er war reich, aber sein Herz war ungenügsam und karg und voll irrdischer Sorgen.

Da nahete sich ihm der weise Lehrer der Gemeinde, und sagte: die Erde bringet auch dieses Jahr reichlich das

Brod hervor. Die Aehren sind schwer, und bald werden die Schnitter reiche Garben binden!

Wohl wahr! erwiderte der Landmann, man hätte kaum ein gesegnetes Jahr erwarten mögen. Das Land wird die Aussaat vielfältig wieder geben.

Da antwortete der edle Pfarrer und sprach: möchte denn auch der vernünftige Herr der Erde die todte Scholle, die er beackert, nachahmen. Sie empfängt nur des Saamens ein wenig, und erstattet ihn vielfältig. Der Mensch empfing so viel, und bringet oft so wenig. –

Diese Rede traf das Herz des kargen Ackermannes, und er fühlte sich beschämt. Denn er war karg und voll Sorgen für die kommenden Tage, und nur darauf bedacht, sich Schätze zu sammeln.

Aber er verhehlte die innere Schaam und sprach zu dem Pfarrherrn: wohl sollte jedermann thätig sein, sein Hauswesen feyn zu besorgen, damit er auch einst andere erfreuen möge. Deshalb soll der Mensch im Schweiß seines Angesichtes arbeiten, daß er sich selber das Nützliche reichlich hervorbringe, so wie die wohlbeackerten Felder die Aussaat vervielfältigen. Darum versammelt auch die Natur Aehre an Aehre auf den Gefilden, und das ganze Saatfeld scheineth nur Ein Halm zu seyn.

Aber der Pfarrer sagte darauf: wohl ist die Gestalt des Kornfeldes einfach, und es reiheth sich die Aehre an die Aehre, auf daß viele ernährt werden. Aber die Zeit der Aussaat ist kurz, und das Korn wächset ohne menschliches Zuthun von selber und bringet den Halm und die Aehre, und die Tage der Aernte währen auch nur kurze Zeit. So mag denn der Mensch mit Muße sein Gefild beschauen, und die blaue Cyane und den rothglühenden Mohn und die Purpurblume betrachten, die zwischen den Halmen blühen, und die Lerche hören, die aus den Furchen zum Himmel emporschwebt. Denn nicht umsonst blühen jene und schwebet diese zwischen und über den einförmigen Halmen empor. Sie sollen den Herrn

des Feldes erinnern, daß es noch etwas anders giebt als den Staub der Furche, und die Aehre, die aus ihm emporwächst, damit er in dem Streben nach dem Nützlichen nicht des Schönen vergesse, und auf dem niedern Boden nicht das Höhere verschmähe. –

Also redete der edle Pfarrherr. Aber den kargen Ackermann verdroß die Rede, und er vernahm sie mit finsterner Stirne, und gieng von dannen.

Denn die gute Lehre des weisen Mannes dünket dem bösen Herzen ein herber Spott, und ist ihm eine bittere Wurzel.

13. Die Katze

Zwey weise Männer, welche die Natur erforscht hatten ihr ganzes Lebenlang, und täglich alle Geschöpfe untersuchten, und von jeglichem zu reden wußten, saßen eines Tages bey einander und redeten vom Vieh, vom Gewürm, von den Fischen und von den Vögeln, auch von den Bäumen, von der Ceder auf Libanon bis an den Ysop, der aus der Wand wächst. Und sie waren beyde eines Sinnes und priesen einer den andern.

Endlich kamen sie auch zu reden auf die Natur und das Wesen der Katze da entzweyten sie sich und haderten sehr.

Denn der eine sagte, sie sey das aller schändlichste und schädlichste Unthier, heimtückisch und böseartig; von Gemüthsart ein Tiger, so auch an Gestalt, obwohl nicht an Größe und Kraft, als wofür man dem Himmel nicht genug danken und preisen könne. –

Aber der andere sagte, sie sey dem Löwen an Großmuth und edler Sinnesart und an Gestalt zu vergleichen; reinlich und anschniegend, und eben darum eine Feindin

des schmutzigen und zudringlichen Hundes, und das allerheilsamste Hausthier, wofür die Menschen den Himmel nicht genug preisen könnten.

Darob entrüstete jener sich sehr, denn er war ein Freund der Hunde, und berief sich auf das Hündlein Tobias, und des Odysseus und des großen Königs.

Jener aber setzte ihm die Katzen des Weltweisen entgegen, der die beste Welt in das Licht gestellet, und andern an Weisheit es zuvorgethan hat. *)

Und so giengen sie, ohne eins zu werden mit feindseligem Gemüthe aus einander, der eine zu seinen lebenden Vögeln, deren ihm die Katzen einige geraubt hatten, der andere zu den ausgestopften, die ihm zum größten Verdruß die Mäuse zernagten.

Also verhält es sich mit den Urtheilen der Leidenschaft und des Eigennutzes.

21. Tod und Schlaf

Brüderlich umschlungen durchwandelten der Engel des Schlummers und der Todesengel die Erde. Es ward Abend. Sie lagerten sich auf einem Hügel nicht fern von den Wohnungen der Menschen. Eine wehmütige Stille waltete rings umher, und auch das Abendglöckchen im fernen Dörflein verstummte.

Still und schweigend, wie es ihre Weise ist, saßen die beyden wohlthätigen Genien der Menschheit in traulicher Umarmung, und schon nahete die Nacht.

Da erhob sich der Engel des Schlummers von seinem beemoosten Lager, und streute mit leiser Hand die unsichtbaren Schlummerkörnlein. Die sanften Abendwinde trugen sie in die Wohnungen des müden Landmanns. Da sanken die Bewohner der ländlichen Hütten, vom

*) Leibnitz, der die Katzen sehr liebte.

Greise, der am Stabe geht, bis zu dem Säugling in der Wiege, in den süßen Schlaf. Der Kranke vergaß seine Schmerzen, der Traurende seinen Kummer, der Darbende seinen Mangel. Aller Augen schlossen sich. – Nun legte sich nach vollendetem Geschäft der wohlthätige Engel des Schlummers wieder zu seinem ernsteren Bruder hin. Wenn die Morgenröthe erwacht, sagte er mit fröhlicher Unschuld, dann preisen mich die Menschen als ihren Freund und Wohlthäter! O es ist so süß, ungesehen und heimlich wohlzuthun! Wie glücklich sind wir unsichtbaren Boten des guten Geistes! Wie schön ist unser stiller Beruf! – So sprach der freundliche Engel des Schlummers. Ihn sah der Todesengel mit stiller Wehmuth an, und eine Thräne, wie die Unsterblichen sie weinen, trat in sein großes Auge, Ach, sprach er, daß ich nicht, wie du, des fröhlichen Dankes mich freuen kann. Mich nennet die Erde ihren Feind und Freudenstörer! – O, mein Bruder, erwiederte der Engel des Schlafes, wird nicht auch beym Erwachen in dir der Gute seinen Freund und Wohlthäter erkennen und dankbar dich segnen? Sind wir nicht Brüder? – und Boten Eines Vaters? – So sprach er. Da glänzte das Auge des Todesengels und zärtlicher umfiengen sich die brüderlichen Genien.

27. Die Bienen und der Schmetterling

Ein Bienenvater führte seinen jüngern Freund in seine Bienenhütte, und zeigte ihm die wundersame Thätigkeit des kleinen Völkchens. Unterdeß flatterte ein herrlicher Schmetterling hinzu. Der Glanz des Goldes und die Bläue des Himmels und der Purpur der Abendröthe mischten sich auf seinen großen Flügeln. Er wiegte sich auf einer Blume, und schwebte dann vorüber. –

»Welch ein schönes Geschöpf! – rief der Bienenvater, – und es entwickelte sich aus einer kriechenden Raupe!« –

Da wunderte sich der Freund des Mannes und sprach: ich glaubte, ihr Bienenfreunde hättet nur ein Herz für eure Bienenkörbe, und übersähet die andern Gaben der Natur!

Freund, erwiderte der Bienenvater, ich liebe die Bienen nicht bloß um des Nutzens willen, den sie mir bringen! – Nur die niedern Neigungen verengen das Herz des Menschen und machen ihn einseitig. Aber je näher er sich mit Liebe der Natur anschließet, um desto mehr erweitert sich sein Herz, und sein Auge erhellet sich für jegliches Schöne und Gute, das ihn umgiebt. – Auch lehret mich die Biene, selbst das Allergeringste nicht zu verachten. »Denn obwohl sie nur ein kleines Vöglein ist, so bringet sie doch die allersüßeste Frucht.« –

Aber, fuhr der Freund fort, der schönste Schmetterling läßt sich doch nicht mit der ämsigen, nützlichen Biene vergleichen....

Da zeigte der Bienenvater auf seine summenden Körbe und sprach zu seinem jüngeren Freunde: mein Lieber, *hier* hast du das Bild des thätigen Lebens in seinen Beschränkungen, des gebundenen Geistes in seinem irrdischen Wirken. *Dort* das Bild des entwickelten Geistes in seiner Freiheit und Erhebung über dem Staube. Darum schmückten auch die göttlichen Bildner des Alterthums die reine entwickelte Seele mit den Flügeln des Schmetterlings. –

Freilich ein Bild und Gleichniß! – erwiderte jener – aber vermochte denn die Natur nicht, das Schöne mit dem Nützlichen zu vereinen? –

Da antwortete der Bienenvater ein wenig mit Unwillen: soll denn das Geistige und Höchste immer an die Erde

gefesselt und das Göttliche zu irdischen Zwecken hinabgezogen werden? das hieße, seine göttliche Natur entadeln. –

31. Die Nachahmer

Der Frühling war erschienen und die erste Nachtigall sang unter dem Schatten der frisch belaubten Haselstauden. An einen Baum gelehnt horchte Menalkas, der fromme Hirt, ihrem Liede. – Da nahete sich plötzlich ein wilder Schwarm von Knaben und sie stellten sich umher und lauschten eine kurze Zeit. Bald aber sprachen sie unter einander: nun ist es an uns! – Und sie zogen mit Wasser angefüllte Töpflein hervor, in der Gestalt eines Vögleins aus rohem Leimen gebacken, woran ein kleines Pfeifchen sich befindet, so den Triller der Nachtigallen nachäffet. Dieses brachten sie an den Mund, und bliesen hinein und erhoben ein gewaltiges Pfeifen. Und sie meineten es der Nachtigall gleich zu thun.

Aber die Nachtigall verstummte und flog in das einsame Gebüsch zu einem murmelnden Bächlein. Und Menalkas, der fromme Hirt, folgte ihr zu dem Gebüsch und horchte von neuem. Die Buben aber zogen wieder in die Stadt, und die Straßen ertönten von ihrem Pfeifen. – Und die Bewohner verschlossen die Fenster vor dem Getöse.

Also sprießet leichtlich neben der herrlichen Kunst das klägliche Machwerk.

32. Aesopus

Aesopus, der unvergleichliche Erzähler anmuthiger Märchen von Thieren und Pflanzen, ward von seinem harten

Herrn jämmerlich geschlagen und aus der Stadt in die Wüste getrieben. – O der unglückliche Mensch, rief einer seiner Mitsklaven, als er hinausgeworfen ward. – Unglücklich? fragte Aesop. Warum denn mehr als du? – Was kann dir denn in der Wüste noch Glück und Freude gewähren? erwiderte der Sklave.

Meine Genügsamkeit! – antwortete der phrygische Mann – und man trieb ihn hinaus.

Nach etlichen Tagen giengen einige, die ihn kannten, hinaus, um seine Gebeine zu begraben. Denn sie glaubten, er würde freywillig seinem mühseligen Leben ein Ende gemacht haben. Aesop aber saß vergnügt unter einem Baum. Deß wunderten sich jene und sagten ihm, weshalb sie gekommen seyen. Da lächelte er und erzählte ihnen das Märchen von dem Holzhacker und dem Tode. – Jene aber fragten: was vermochte denn den geplagten mühseligen Holzhacker, dem gerufenem Tode nicht zu folgen? – Aesopus antwortete: die Süßigkeit des Daseyns und die Schwielen in seiner Hand!

Da trat einer hervor und sprach: Aesop, wir erstaunen billig über deine Heiterkeit und deinen fröhlichen Sinn. Die Natur versagte dir alles, was den Menschen erfreuen mag – dein Körper ist gebrechlich, und du vermagst kaum ohne Beschwerde die Luft zu athmen; deine Gestalt ist häßlich, die Menschen spotten deiner, sobald sie dich erblicken, und wollen dich nicht einmal als Sklaven um sich dulden, – und jetzt in dieser menschenleeren Gegend. ... Was konnten dir die Götter zum Ersatz geben?

Aesop antwortete: einen Theil ihrer göttlichen Natur! – Sie lehrten mich die Sprache der Thiere, und verliehen mir die Schöpferkraft, sie reden zu lassen. –

Du meinst wohl deine Weisheit, begann nun ein anderer aus dem Haufen – und scheinst zu behaupten, daß die Natur auf der einen Seite ersetze, was an der andern

mangelt. Da müßte ja der Thor sich selber am ersten entfliehen, oder der ungerechten Natur fluchen, wenn er einen Blick in sein Inneres thäte.

Er blickt nur, versetzte Aesop, auf das Aeussere, und in seinem Innern empfieng er zum Ersatz die Frucht der Narrheit – den Eigendünkel.

Bewundernd verließen sie den fröhlichen phrygischen Mann. Aber ehe sie von ihm schieden, fragten sie ihn: wirst du denn dein Leben und den Schatz deiner gesammelten Weisheit und Erfahrungen hier in der Wüste vergraben? – Aesop antwortete: mit nichten, ich will mich aufmachen und dahin begeben, wo die Menschen der Wahrheit am meisten bedürfen! – Und wo ist denn das? fragte man. – Er sprach: wo die meisten Priester, Tempel und Altäre sind! – und begab sich nach Delphi. –

Aber er war noch nicht lange Zeit in Delphi gewesen, da erhoben die Priester eine große Verfolgung gegen ihn, weil er die Wahrheit freimüthig redete. Und sie beschuldigten ihn des Tempelraubes und warfen ihn in einen finstern Kerker. Aber der kleine phrygische Mann war auch hier heiter und guter Dinge, so daß sich der Kerkermeister verwunderte und ihn fragte: was kann dich in aller Welt heiter erhalten in diesem finstern Gewölbe? – Aesop antwortete: die Zufriedenheit mit mir selbst.

Aber die Priester ließen den phrygischen Mann aus seinem Kerker führen, um ihn von dem Phrädriädischen Felsen zu stürzen. Er aber wandelte mit heiterm Antlitz den Weg zum Tode. Da fragte ihn ein Mann aus dem Volke: was erfüllet dich mit Kraft, – daß du noch im Angesicht des Todes deinen Muth und frohen Sinn nicht verliehrest? Aesop antwortete: das Bewußtseyn meiner Unschuld und der Rückblick auf mein vergangenes Leben. – Und hiemit stürzte man ihn von dem Felsen, und er gab seinen Geist auf. –

37. Das heimathliche Licht

Ein Pilger eilte aus fernen Landen zurück zu seiner Heimath, und seine Seele war voll süßer Hoffnung. Denn er hatte in vielen Jahren seine lieben Aeltern und Brüder nicht gesehen. Deshalb eilte er sehr. Aber als er auf dem Gebirge war, überfiel ihn die Nacht, und es ward sehr dunkel, so daß er den Stab in seinen Händen nicht zu sehen vermochte. Und als er von dem Gebirge hernieder kam in das Thal, da verirrte er sich auf seinem Wege und wandelte rechts und links, und ward sehr betrübt und seufzte: ach möchte doch ein Mensch mir begegnen, der mich aus meinem Irrsal auf den rechten Weg führete, wie wollt' ich ihm dankbarlich es erkennen! – Also sprach er und stand stille, und harrete eines Führers. –

Die Erkenntniß des Irrthums ist der erste Schritt zur Wahrheit und sie machet den Menschen geneigt, in Demuth dem Führer sich anzuvertrauen. Aber er stehet alsdann auch in Gefahr, dem Verführer in die Hände zu fallen und von dem falschen Lichte mißleitet zu werden.

Indem der verirrte Pilger also da stand, voll Zweifel und Unruhe, siehe! da schimmerte aus der Ferne ein wankendes Licht in der Finsterniß, und sein Schimmer deuchte ihm lieblich in der dunklen Nacht. Sey mir gesegnet, rief er, du Bote des Friedens! du verkündest mir die Nähe menschlicher Wesen! – Selbst der lieblichste Strahl des Morgenlichtes dünkte mir nie so erfreulich, als dieses Licht, das doch nur wie ein Fünklein dagegen zu vergleichen ist. –

Also ist der Mensch. In dem Dunkel der Nacht erkennet er den Werth des süßen Lichtes; in der Einöde den lieblichen Ton des menschlichen Grußes; in der Noth den freundlichen Druck der brüderlichen Hand. –

Er eilte mit starken Schritten zu dem Schimmer in der Ferne, und meinete den Mann zu sehen, der das Licht trüge. Aber siehe! es war ein Irrlicht, das aus Sümpfen geboren über dem stehenden Pfuhl schwebte. Er aber wandelte rüstig hinan, und schwebte am Rande des Abgrundes – da erscholl eine Stimme hinter ihm und rief: halt! oder du bist ein Kind des Todes! – Er stand und schaute sich um. Es war die Stimme eines Fischers, der aus seinem Kahn ihm zurief. – Warum, fragte er, soll ich dem freundlichen Lichte nicht folgen? ich bin ein verirrter Wanderer! – Freundliches Licht? sagte der Fischer, so nennest du den *trüglichen Schimmer*, der den Wanderer ins Verderben locket! Nicht die Natur hat es geboren, sondern unterirdische böse Mächte erzeugen aus sinkenden Sümpfen den verfluchten nächtlichen Dunst, der den Glanz des freundlichen Lichts nachahmt. Siehe, wie sie unstät dahin wankt, die böse Geburt der Nacht und Finsterniß! Also sprach er, da erlosch das trügerische Irrlicht.

So flucht der gesunde Menschensinn selbst in der rohen Sage des Volkes, dem gleißenden Trug, der den holden Glanz der Wahrheit nachäfft. Er fühlet es, daß nur vom Himmel der reine Strahl hernieder komme, und nennet den Trug und Lug nicht ein Erzeugniß der gütigen Natur, sondern eine Geburt höllischer Geister. Nur Mißleitung und langer Irrsal in dunkler Nacht vermag sein Herz und Auge der Wahrheit zu verschließen, daß er dem Truge folge, wie dem Licht.

Das Irrlicht war erloschen, und der müde Pilger dankte dem Fischer seine Rettung mit herzlicher Erkenntlichkeit. Der Fischer aber verwunderte sich und sagte: Gott hast du zu preisen, daß es sich so fügen mußte, daß ich eben im Kahn auf dem Gewässer mich befand. Aber wie sollte der Mensch seinen Bruder im Irrthum lassen und ihn nicht auf den rechten Weg führen? –

Also denkt der einfache unverderbte Mensch, und kann es nicht ahnden, daß der eigensüchtige Trug, der sich Weisheit nennet, ihn mißleiten wolle, und giebt sich willig ihm hin: Aber die Quelle des Irrthums lieget nicht im Volke, sondern in seinen selbstsüchtigen Führern. – Darauf bezeichnete der gutmüthige Fischer dem Pilger den rechten Weg zu seiner väterlichen Wohnung. Er gieng und zwischen den Bäumen schimmerte ihm von ferne durch das Fenster das süße heimathliche Licht mit verborgenem und bescheidnem Glanz entgegen, – ihm doppelt süß, da er es durch Gefahren und Irrthum erreicht hatte. Er klopfte an, und das Pförtchen öffnete sich, und Vater und Mutter und die Brüder hiengen an seinem Halse und küßeten ihn und weineten vor Freuden.

43. Das Rothkelchen

Ein Rothkelchen kam in der Strenge des Winters an das Fenster eines frommen Landmanns. Der Landmann aber wohnte in Engeland und er that sein Fenster auf und nahm das zutrauliche Thierchen gern und freundlich in seine Wohnung auf. Da pickte es die Brosamen und Krümchen auf, die von seinem Tische fielen. Auch hielten die Kinder des Landmanns das Vöglein lieb und werth. Aber als nun der Frühling wieder in das Land kam und die Gebüsche sich belaubten, da öffnete der Landmann sein Fenster, und der kleine Gast entflog in das nahe Wäldchen, und bauete sein Nest und sang sein fröhliches Lied. –

Und siehe, als der Winter wiederkehrte, da kam das Rothkelchen abermals in die Wohnung des Landmanns, und hatte sein Weibchen mitgebracht. Der Landmann aber samt seinen Kindern freute sich sehr, als sie die beiden Thierchen sahen, wie sie aus den klaren Aeuglein

zutraulich umher schauten. – Und die Kinder sagten: die Vögelchen sehen uns an, als ob sie etwas sagen wollten! – Da antwortete der Vater: wenn sie reden könnten, so würden sie sagen: freundliches Zutrauen erwecket Zutrauen, und Liebe erzeuget Gegenliebe!

47. Der Bienenstand

In einer Stadt lebte ein edler menschenfreundlicher Mann, dem gieng es zu Herzen, daß die Kinder der Armuth so blindlings aufwachsen und ihre Tage in Müßiggang verlebt. Da sprach er zu sich selber: ich will sehen, daß ich dem abhelfe! So verwendete er seine Kenntnisse und sein Vermögen, um sein schönes Beginnen auszuführen. Aber die Menge war zu verderbt, das Uebel zu groß und die Kräfte des Einzelnen zu gering, um das wohlthätige Werk zu vollenden. Es mißlang.

Da spotteten die Menschen des menschenfreundlichen Mannes, und sagten: wie fein hat er sein Werk vollendet. Nun ist er selbst ein Armer geworden! Einige aber sagten: er hat Ehre und Gewinn gesucht, und Schimpf und Schaden gefunden. So sprachen sie und rümpften die Nase über ihn.

Denn der große Haufe der Menschen, unfähig in sich selbst das Edle zur empfangen, suchet die Handlungen anderer auf dem nehmlichen sumpfigten Boden, aus welchem er seine eigenen hervorbringt, und richtet das Gute nicht nach seinem innern Werth, sondern nach dem Erfolg.

Auch verließen ihn seine Freunde. Denn es waren Tischfreunde.

Darüber ward der Menschenfreund betrübt in seinem Herzen, und beschloß die Menschen zu verlassen, und sich in eine einsame Gegend zurückzuziehen. So bauete er sich eine Hütte und pflanzte einen Garten fern von

dem Gewühl der Stadt, in einer stillen Gegend. Hier befreundete er sich mit den Pflanzen des Gebirges und mit den Vögeln des Waldes. Aber noch fühlte er sich nicht glücklich. Er forschte in sich selber und sprach: ich muß etwas neben mir haben, das treulich mich liebe und die Wahrheit und Treue mir zeige, die sich bey den Menschen so selten findet. Dazu gab uns ja der Himmel das treueste unter den Thieren. – Er gieng und brachte einen Hund in seine Hütte, und gab ihm einen Nahmen. Nun hatte er einen Begleiter und Genossen in seiner Einsamkeit. –

Als er nun eines Morgens in dem nahen Gebüsch wandelte, da sprach er zu sich selbst: lebe ich doch im Schooße der Natur – und dennoch ist eine Lücke in meinem Gemüthe. Was könnte mir noch fehlen? – Indem er so redete, ward er eines Vögleins gewahr, das seine Jungen im Neste verpflegte. – O, rief er darauf, ein neuer Wink! der Mensch muß etwas haben, das er mit Sorgfalt verpflege!

So legte er sich einen Bienenstand an neben seine Hütte. –

Nun saß er Stunden und Tage lang in seiner Bienenhütte und bewunderte spähend die Thätigkeit und den Fleiß des kleinen Völkchens und entdeckte täglich neue Wunder in diesem thätigen Haushalt und Wirken, und die Bewunderung erfüllte sein Herz, und er schauete um sich, wem er seine Gedanken und Empfindungen mittheilen konnte. Und sein Hund blickte ihn freundlich an, aber er verstand ihn nicht. Da stand er auf und gieng, und suchte die Wohnungen der Landleute auf, wo Bienenhütten standen. Und sie nahmen ihn gerne auf, hörten ihm zu, besuchten ihn und lernten von ihm.

So führte ihn die Natur und Wahrheit wieder zu den Menschen zurück, von welchen ihn Kunst und Falschheit entfremdet hatte. Und er lehrte sie manches von den Bienen, was sie bisher nicht gewußt hatten. Und

wenn er aufgehört hatte von den Bienen, dann redete er von der Bestimmung und dem Ziel der Menschen. Die Landleute aber glaubten ihm das eine wie das andere und gewannen ihn lieb, und priesen ihn als ihren Wohltäter. –

51. Der Wein

Auf der herrlichen Insel Chios lebte in alter Zeit ein edelgesinnter Mann, der aus dem Lande Asien hinübergekommen war, und sich daselbst eine Wohnung erbaut hatte, nicht fern vom Gestade des Meeres. Auch hatte er hier an den sonnigten Hügeln Weinreben gepflanzt, die köstliche Frucht seines Vaterlandes. Diese wuchsen schöner, als er gedacht, und brachten den herrlichen Wein, den man Chierwein nennet, den schönsten, den Griechenland und die Inseln erzeugen.

Der Mann aber, – Philon hieß sein Name – war fromm und liebte die Menschen. Deshalb dachte er bey sich selbst, wie er dem guten Wesen, das die Erde befruchtet und die Menschen ernähret, seinen Dank bringen möchte für die herrliche Gabe des Weines und den süßen Segen seiner Reben.

Da sprach er: er hat mir Gutes erzeiget und mein Herz erfreut, ich will wiederum anderen Menschen Gutes erweisen und ihr Herz erfreun. Das möchte wohl das beste Dankopfer seyn, das ich dem Wesen, das nichts bedarf, zu bringen vermag.

So sprach er und that also, und erfreute und labte die Kranken und Traurigen ringsumher.

Und die Kranken und Traurigen priesen die Kraft des Weines, und sagten: es ist eine Gabe Gottes! aber noch mehr priesen sie die Güte und Wohltätigkeit des Mannes. Denn sie sprachen: er ist ein Mann Gottes!

Eines Tages war ein Sturm auf der See, und das Meer gieng hoch und brausete. Da schwankte in der Ferne ein Schiff, und die Schiffer zitterten und zagten vor der Gewalt des Sturmes. Philon aber stand am Gestade voll Angst und Mitleid. Denn der Sturm nahm überhand und das Schiff trieb gegen die Insel Chios. Ringsumher aber waren viele Klippen unter dem Meer. Da trieb das Schiff gegen die Klippen und borst mitten entzwey, und ward verschlungen von den Wellen. Aber die Schiffleute retteten sich und schwammen auf Brettern, und die Wellen warfen sie an das Gestade. Nur der Schiffsherr und der Steuermann waren blutrünstig an Haupt und Gliedern, denn die Wellen hatten sie gegen die Felsen geworfen.

Da gebot Philon, sie in sein Haus zu tragen und goß Wein und Oel in ihre Wunden und erquickte sie mit dem ältesten und edelsten Saft seiner Reben. Und sie begannen zu genesen und schlummerten. Denn die Kraft des Weines stärkte und erquickte sie.

Zu dem Schiffsvolk aber sprach er: gehet auch ihr jetzt hinein in meine Wohnung, auf daß euch Brod und Wein die Fülle gereicht werden. Und seinen Dienern befahl er, ihnen Brod und Wein zu reichen. Und es geschah also.

Darauf führete er die Edlern des Schiffes, reisende Schüler des weisen Pythagoras, unter die Citronen und Palmen seines Gartens, und labete sie mit seinem Weine. Und als ihr Herz erwärmet war, da öffneten sich ihre Lippen und sie redeten von Gott, von der Bestimmung des Menschen und der unsterblichen Dauer der Seele, und stimmten Lobgesänge an, und ihre Seelen flossen in einander, so wie der Saft der Beeren in einander fließt und einen köstlichen Trank bildet. So saßen sie bey den bekränzten Kelchen und der Abendstern erhob sich über ihren Häuptern.

Da erscholl plötzlich ein Getöse aus der Wohnung hinüber und ein lautes Geschrey vieler Stimmen. Da sprang Philon samt den weisen Männern auf, und liefen hinein, und erschraaken. Denn die Kraft des Weines hatte die rohe Gemüthsart des Schiffvolkes aufgeregt zum schrecklichen Streite. Sie hatten die Wohnung des wohlthätigen Mannes und sein Hausgeräthe zertrümmert und die friedsamem Becher des Weins in Waffen verwandelt. Die Erde troff von Blut der Erschlagenen und Verwundeten und das Haus erscholl vom wüthigen Getöse. –

Da ergrimte Philon in seinem Geist und sprach: ihr Frevler, ist das der Dank für meine Güte, daß ich euch von dem herrlichsten Getränk gereicht habe, das ihr so schändlich entweiht. Wandelt zurück zu den Fluthen des Meeres, die euch ausgeworfen haben! Ihr seyd nicht würdig, unter meinem Dache zu wohnen, und der köstlichen Gottesgabe zu genießen! –

So sprach er, und warf sie hinaus in die finstere Nacht. Die andern aber führte er hinein und bewirthete sie köstlich, und verpflegete sie, und erhob den funkelnden Kelch und sprach: wir wollen nicht die herrliche Gabe Gottes den frevelnden Mißbrauch der entarteten Menschen entgelten lassen.

Auch die Sonne, die ihn erzeugte und deren Glanz aus ihm hervorleuchtet, – wenn sie auf Moder scheint, brütet sie giftige Dünste aus.

So mißbrauchten auch die Menschen die himmlische Weisheit, die ihnen zum Trost und zur Freude gegeben ward, zum Jammer und Blutvergießen. Aber den Weisen und Stillen im Lande ist sie ein Baum des Lebens. –

53. Die Spinne

Ein Knabe war mit seinem Vater hinausgegangen in den Weinberg. Da fand er eine Biene in dem Netz einer Kreuzspinne. Schon öffnete diese ihr drohendes Zangengebiß, um jene zu erwürgen. Aber der Knabe befreite die Biene und zerstörte dann auch das Gewebe des Raubthiers.

Der Vater des Knaben sah es und fragte: wie kannst du, mein Sohn, den Witz und die Gewandtheit des Thieres so gering achten, daß du sein mühsames und künstliches Gewebe vernichtest? – Sahest du nicht, wie schön und regelmäßig die zarten Fäden geordnet waren – wie kannst du denn zugleich so mitleidig und so hart seyn?

Der Knabe antwortete: ist nicht der Witz der Spinne boshaft, und auf Mord und Verderben gerichtet? aber die Biene sammelt Honig und Wachs in ihre Zellen. Darum rettete ich die Biene und zerstörte das Gewebe der Spinne.

Der Vater lobte das Urtheil der unbefangenen Einfalt, die selbst den glänzendsten Witz verdammt, der aus Selbstsucht entspringt und auf Schaden und Verderben zielt.

Aber, fuhr der Vater fort – vielleicht hast du doch der Spinne unrecht gethan. Siehe, sie schützt unsere reifenden Trauben vor den Fliegen und Wespen mit ihrem Gewebe, das sie darüber hinspannt.

Thut sie das denn, fragte der Knabe, um sie zu schützen, oder vielmehr um ihren Blutdurst zu stillen?

Nun freilich, antwortete der Vater – sie mag sich wohl wenig um die Trauben selbst beikümmern.

O, sagte der Knabe, dann hat das Gute, das sie ausübt, ohne es zu wollen, auch keinen Werth. Der gute Wille ist ja nur das Gute und Schöne im Guten.

Wohl wahr! sprach darauf der Vater – der Dank dafür gebührt der Natur, die selbst das Schädliche und Feindselige zur Erhaltung des Guten und Nützlichen anzuwenden weiß. –

Darauf fragte der Knabe, warum sitzt die Spinne so einsam in ihrem Gewebe, und die Bienen leben zusammen in geselligem Verein, und wirken gemeinschaftlich? So müßten die Spinnen auch ein großes Netz machen.

Liebes Kind, erwiederte der Vater, nur zu guten Zwecken können sich viele befreunden. Der Bund der Bosheit und Selbstsucht trägt den Keim der Zerstörung in sich selber. Darum wollte die weise Natur nicht versuchen, was die Menschen so oft als unmöglich und verderblich erfahren.

Als sie nach Hause zurückgingen, da sagte der Knabe: hab' ich doch von dem häßlichen Thier heute einiges gelernt.

Warum nicht? – antwortete der Vater – die Natur hat das Feindselige dem Freundlichen, das Böse dem Guten zur Seite gestellet, damit das Gute neben jenem desto schöner und heller erscheine. Und so vermag der Mensch auch von dem Bösen zu lernen.

57. Die beiden Wege

Ein Lehrer eines Dörfchens in dem rheinischen Lande stand einst in seiner Schule und lehrte, und die Söhne und Töchter des Dorfes saßen um ihn her und hörten ihm gerne zu. Denn seine Lehre war freundlich. Er redete aber von dem guten und bösen Gewissen und von der leisen Stimme des Herzens.

Als er nun seine Worte geendigt hatte, sprach er zu seinen Schülern: wer von euch kann mir ein Gleichniß dazu machen?

Da trat ein Knabe auf und sagte: ich könnte wohl ein Gleichniß davon erzählen, aber ich weiß nicht, ob es recht seyn wird?

Erzähle du nur nach deiner Weise! antwortete der Lehrer und der Knabe begann:

Ich vergleiche die Ruhe des guten und die Unruhe des bösen Gewissens zweyen Wegen, die ich einst gemacht habe. Als die feindlichen Kriegesmäner durch unser Dörflein zogen, da hatten sie auch mit Gewalt meinen lieben Vater und unser Pferd fortgeführt. Da nun der Vater nicht wieder heim kam, da weinete und jammerte die Mutter und wir alle, und sie sendete mich nach der Stadt, den Vater zu erfragen. Ich gieng, aber erst spät in der Nacht kam ich mit betrübtem Herzen des Weges zurück. Denn ich hatte den Vater nicht gefunden. Es war eine dunkle Herbstnacht. Der Wind brausete und heulte in den Eichen- und Tannenbäumen und zwischen den Felsen. Dazu schrieten die Nachtraben und Eulen. In meiner Seele aber war der Gedanke, daß wir unsern lieben Vater verlohren hätten, und das Jammern der Mutter, wenn ich nun allein nach Hause käme. Da schauerte es mich wunderlich in der düstern Nacht, und das rauschende Blatt erschreckte mich. – Da dacht' ich bey mir, also möge wohl dem Menschen ums Herz seyn, der mit einem bösen Gewissen wandelt.

Kindlein, sagte darauf der Lehrer, möchtet ihr wohl in solcher finstern Nacht wandeln, wo ihr den Vater vergeblich suchtet, und euch nur die Stimme des Sturmes und das Geschrey der Raubthiere ertönete? –

Ach nein! riefen die Kinder allzumahl und schauderten. Darauf begann der Knabe abermals zu erzählen, und sprach: ein andermal gieng ich des nehmlichen Weges mit meiner Schwester, und wir hatten allerley Schönes aus der Stadt geholt zu einem heimlichen Feste, das der Vater unserer Mutter bereitete für den andern Tag. Da kamen wir auch am späten Abend zurück. Es war aber

im Lenzmond, und ein klarer schöner Himmel, und überall so leise und still, wie in einem Kämmerlein, so daß man den Gang und das Rieseln des Bächleins am Wege vernahm, und rings umher im Gebüsch sangen die Nachtigallen. Wir beyde aber wandelten Hand in Hand, und waren so vergnügt, daß wir kaum reden mochten. Da kam uns auch noch der freundliche Vater entgegen. Jetzt dachte ich wieder bey mir selbst, also möge es wohl in der Seele des Menschen seyn, der viel Gutes gethan hat.

Da sah der Lehrer seine Kinder freundlich an. – Die Kinder aber sagten einmüthiglich: ja! wir wollen auch gute Menschen werden!

58. Die kleine Wohlthäterin

Es war ein kalter strenger Winter. Da sammelte die kleine Minna, die einzige Tochter wohlthätiger Eltern, die Krümchen und Brotsamen, die übrig blieben und bewahrte sie. Dann gieng sie hinaus zweimahl am Tage auf den Hof, und streute die Krümchen hin. Und die Vöglein flogen herbey und pickten sie auf.

Dem Mädchen aber zitterten die Hände vor Frost in der bitteren Kälte.

Da belauschten sie die Eltern, und freuten sich des lieblichen Anblicks, und sprachen: warum thust du das Minna?

Es ist ja alles mit Schnee und Eis bedeckt, antwortete Minna, daß die Thierchen nichts finden können, nun sind sie arm. Darum futtere ich sie, so wie die reichen Leute die armen unterstützen und ernähren.

Da sagte der Vater: aber du kannst sie doch nicht alle ernähren?

Die kleine Minna antwortete: thun denn nicht alle Kinder in der ganzen Welt so wie ich, so wie ja auch alle reichen Leute die armen verpflegen? – Der Vater aber blickte die Mutter des Mägdleins an und sagte: o du heilige Einfalt!

63. Assaph

Assaph, der herrliche Sänger und Harfenspieler, saß in der Stunde der Mitternacht in dem oberen Gemache seines Hauses. Seine Harfe stand vor ihm, von den Strahlen des Mondes beleuchtet, und sein Antlitz glühete. Denn er sann auf ein Loblied, dem Herrn zu Ehren, der den Himmel und die Erde erschuf und alles was darinnen ist. So saß Assaph und sann, und die Harfe ruhte vor ihm. –

Da gedachte er: ich will hinaufgehen auf die Zinne des Daches, auf daß ich die Herrlichkeit des Sternenhimmels beschaue. Herrlicher wird dann auch mein Lied ertönen.

So sprach er und trug die Harfe auf die Zinne des Hauses, und blickte gen Himmel, und sah Orion, und den Wagen am Himmel, und die Glucken und die Sterne gegen Mittag und das ganze Heer des Himmels, das schweigend über seinem Haupte wandelte in ewigem Glanz. – Und unter ihm lag die heilige Stadt und die Thäler und Gebirge im Lichte des Mondes, und die Menschen schliefen in der Stille der Mitternacht. –

Und der Hauch der Nacht spielte in seine Harfe, und die Saiten bebten.

Aber Assaph verstummte und schwieg und lehnte sein Haupt auf seine Harfe und weinte.

Und als der Tag erschien, und das Volk zu dem heiligen Berge emporwallte, und das Gewühl der Menschen ertönte, da erhob sich Assaph, und stieg hernieder und

stürmte in die Saiten der Harfe. Und sein Geist schwang sich im herrlichen Lobliede über das Gewühl der Menschen empor. –

Aus »Parabeln«. Bd. 2. (1807)

8. Der Mahler und sein Meister

Ein junger Mahler hatte ein vortreffliches Bild gefertigt, das beste, das ihm je gelungen war. Selbst sein Meister fand nichts daran zu tadeln. Der junge Mahler aber war so entzückt darüber, daß er unaufhörlich das Werk seiner Kunst betrachtete und seine Studien einstellte. Denn er glaubte, sich nicht mehr übertreffen zu können.

Eines Morgens, als er von neuem seines Bildes sich freuen wollte, fand er, daß sein Meister das ganze Gemälde ausgelöscht hatte. Zürnend und weinend rannte er zu ihm und fragte nach der Ursache des grausamen Verfahrens.

Der Meister antwortete: Ich hab' es mit weisem Bedacht gethan. Das Gemälde war gut, als Beweis deines Fortschrittes, aber es war zugleich dein Verderben. Wie so? fragte der junge Künstler. Lieber, antwortete der Meister, du liebtest nicht mehr die Kunst in deinem Bilde, sondern nur dich selbst. Glaube mir, es war nicht vollendet, wenn es auch uns so schien, es war nur eine Studie. – Da nimm den Pinsel und siehe, was du von neuem erschaffest. Laß dir das Opfer nicht gereuen. Das Große muß in dir seyn, ehe du es auf die Leinwand zu bringen vermagst.

Muthig und voll Zutrauen zu sich und seinem Lehrer ergriff er den Pinsel und vollendete sein herrlichstes Werk, das *Opfer der Iphigenie!* – Denn der Name des Künstlers war *Timanthes*.

21. Die Rose und Lilie

Malvina stand mit ihrem Vater vor einer Lilie, die unter einem Rosenstrauch blüdete. Blendend weiß, wie ein Lichtstrahl erhob die schöne Blume ihren offenen duftenden Kelch. Ueber ihr hieng eine vollaufgeblüdete kräftige Rose, und warf einen röthlichen Schimmer auf die zarten Silberblätter der Lilie, und so floß auch beider Blumen Duft in einander.

O, welch ein schöner Bund! Rief Malvina, und neigte lächelnd ihr Haupt zu den Blumen hinab.

Es ist der Bund der Unschuld und Liebe! erwiederte der Vater. – So standen sie schweigend vor den Blumen. – Indeß trat Oskar in den Garten, Malvina's stiller Geliebter. Da floß ein röthlicher Hauch über Malvina's Wangen, wie der Rose Glanz über die Lilie.

Da sah der Vater sie an und sprach: Nicht wahr, Malvina, die Blumen haben eine Sprache und ein Antlitz? – Für die Unschuld und Liebe! setzte Oskar hinzu.

24. Das Wunder

Eines Tages im Lenze saß Salomo der Jüngling unter den Palmen in den Gärten seines Vaters des Königs, und schauete vor sich nieder in tiefen Gedanken. Da trat Nathan, sein Lehrer, zu ihm und sprach: Was sinnest du so ernst unter den Palmen?

Der Jüngling erhob sein Haupt und antwortete: Nathan, ich möchte gern ein Wunder sehen!

Der Prophet lächelte und sprach: Ein Wunsch, den ich auch in meinen Jünglingsjahren hatte. –

Und war er dir gewährt? fragte eilends der Königssohn. Ein Mann Gottes, fuhr Nathan fort, trat zu mir und trug einen Granatkern in seiner Hand. Siehe, sprach er, was

aus diesem Kern werden wird! Darauf machte er mit seinem Finger eine Oeffnung in die Erde, und legte den Kern hinein, und bedeckte ihn. Als er nun die Hand zurückzog, da hob sich die Scholle von einander, und ich sahe zwey Blättlein hervorkommen. Aber kaum hatte ich sie gesehen, da schlossen sich die Blättlein an einander und es ward ein runder Stamm, in eine Rinde gewickelt, und der Stamm ward zusehends höher und dicker.

Darauf sprach der Mann Gottes zu mir: Gieb Acht! und indem ich aufmerkte, verbreiteten sich sieben Aeste aus dem Stamm, gleichwie die sieben Arme an dem Leuchter des Altars.

Ich erstaunte, aber der Mann Gottes winkte, und gebot mir zu schweigen und aufzumerken. Siehe, sprach er, bald werden neue Schöpfungen beginnen! –

Darauf faßte er Wasser in seine hohle Hand aus dem Bächlein, das vorüber floß, und besprengte dreymahl die Aeste, und siehe, nun hiengen die Aeste allesamt voll grünender Blätter, also daß ein kühler Schatten uns umgab, vermischt mit lieblichen Düften. Woher, rief ich, diese Wohlgerüche zu dem erquicklichen Schatten? –

Siehst du nicht, sprach der Mann Gottes, die purpurfarbige Blüthe, wie sie aus den grünen Blättern hervorsprosset und in Büscheln herniederhängt.

Ich wollte reden, aber ein sanfter Wind schwebte in den Blättern, und streuete die Blüthen um uns her, wie wenn der Schnee aus den Wolken herniederschwebt. Kaum waren die Blüthen gesunken, so hiengen zwischen den Blättern die rothen Granatäpfel hernieder, wie die Mandeln an den Stäben Arons. – Da verließ mich der Mann Gottes in tiefem Staunen. –

Hier endete Nathan. Da fragte hastig Salomo: Wo ist er? Wie heißet der Name des göttlichen Mannes? Lebet er noch? –

Da erwiederte Nathan: Sohn Davids, ich habe dir ein Traumgesicht erzählt. –

Als Salomo diese Worte vernahm, war er betrübt in seinem Herzen und sprach: Wie vermagst du mich also zu täuschen? –

Nathan aber fuhr fort: Ich habe dich nicht getäuscht, Sohn Isai. Siehe in dem Garten deines Vaters magst du alles in Wirklichkeit schauen, wie ich dir gesagt habe. Geschiehet nicht jetzt an jeglichem Granatbaum und anderen Bäumen dasselbige? –

Ja, sagte Salomo, aber unbemerkt und in langer Zeit?

Da antwortete Nathan: Ist es darum weniger ein göttliches Wirken, weil es in leiser Stille und unbeachtet geschieht? Ich dünkte, es wäre um desto göttlicher.

Erkenne erst die Natur, sprach er darauf, und ihr Wirken! Dann wirst du leicht an ein höheres glauben und nicht nach Wundern einer Menschenhand dich sehnen.

33. Cains Traum

Als Cain in das entlegene Land gegen Morgen gezogen war fern von seinen Eltern, und schwermüthig einherwandelte, da sprach sein Weib zu ihm: Sey getrost, mein Geliebter, denn ich werde dir bald einen Sohn gebären, der wird dir Freude bringen. Darum soll auch sein Name *Hanoch* heißen! – Also sprach sie. Aber Cain gieng in Gedanken den ganzen Tag, und es war keine Freude in seinem Herzen.

Wie sollten dem Vaterfreuden blühen können, sprach er in sich selber, der die Freude und Hoffnung seines Vaters und seiner Mutter vernichtete. Wie könnte aus bösem Saamen Gutes und Erfreuliches stammen! –

Als es nun Abend ward, fiel ein tiefer Schlaf auf Cain, und ihm erschien ein Traumgesicht, und Cain sah sein künftiges Geschlecht, das aus ihm stammen würde.

Zuerst erschien ihm Lamech sein Urenkel; seine Gebehrde war verstellt, in seiner Hand schwang er ein zweyschneidiges Schwerdt, und seine Weiber Adda und Zilla wichen zurück vor dem Funkeln des Schwerdtes und erzitterten. Lamech aber gieng hinaus und fand einen Mann, zu dem sprach er: Du hast mir eine Wunde gemacht! Darauf erstach er ihn. Da kam der Sohn des Erwürgten, und warf sich vor Lamech nieder auf die Erde und flehete. Lamech aber sprach: du hast mir eine Beule geschlagen! und erstach ihn auch. Und es entstand nun ein Winseln und Wehklagen der Weiber und Kinder um die beiden Erwürgten. Da hielt Lamech sein blutiges Schwerdt vor sich hin, und rief mit zürnender Stimme: Siebenfach war Cains Rache, aber Lamech soll siebenzig mahl siebenmahl gerochen werden! –

Ein Schauer überfiel den Träumenden. Aber er sahe ferner, und siehe, ihm erschien Tubalcain, Lamechs Sohn, wie er allerley Erz aus der Erde hervorbrachte, Gold und Silber und Eisen, und es nun schmelzte und künstlich verarbeitete zu allerley schönem Geräthe. Zu seiner Seite und um ihn her standen köstliche Gefäße, goldene Kronen und silberne Zepter, und die eiserne Pflugschaar durchwühlte die Erde.

Da frohlockte Cain im Traum und sprach: O wohl mir, daß ich auch endlich des erfreulichen Anblicks genieße. Sey mir gesegnet, Thubalcain, mein Geliebter!

Darauf erschien ihm Jubal, der Bruder Thubalcains. Und Cain sah, wie Jubal mit dem Beile seines Bruders einen Baum fällete! – Ach! seufzte Cain, der wird sich wieder eine Keule bereiten, und mir zum Entsetzen meine eigene Unthat wiederholen.

Jubal aber schnitzte und sann – und siehe, er hatte aus dem Baum eine Harfe und eine Hirtenflöte gebildet. Und als Cain die lieblichen Laute hörete, die aus dem Holze und von den Saiten ertöneten, da ward seine Seele erquickt und er rief: O sey du mir vor allen gepriesen,

Jubal mein Sprößling! Wie magst du dem stummen Holze den lieblichen Odem der Freude einhauchen, und todte Bäume den Gesang lehren? Sey mir gesegnet Jubal! denn du hast Cains Schuld versöhnet und Friede und Freude zu den Menschen geführt! Friede sey mit Euch, ihr Söhne Lamechs! Die Erd' ist eurem Pflug' unterthan, der Wald eurem Beile, und das Wild entfleucht vor eurem Schwerdte. Wie lieblich glänze die Hütten der Menschen, geschmückt mit Gold und Silber und köstlichem Erz! Was kann ihm noch an seinem Glücke fehlen? Seyd mir gepriesen ihr Söhne Lamechs!

Also redete Cain im Traum, und es umschwebten ihn die lieblichen Töne der Harfe, und ein Klingen der Hämmer von ferne, also daß er noch fester schlummerte denn zuvor.

Darauf träumte Cain von neuem, und es erschienen zween Brüder, Häupter des Volks, Jünglinge beide von hoher Gestalt wie Adam, und von edlem Angesicht, wie Abel.

So standen sie, wie die Cedern, und blickten beide mit strahlenden Augen nach einer der goldenen Kronen Thubalcains und nach dem silbernen Zepter. Eine Menge Volks stand auf beiden Seiten; die Jünglinge aber ragten vor allen hervor. Auch ertöneten die Lieder der Sänger zu den Harfen und Flöten.

Herrlicher Fortschritt menschlicher Bildung! rief der träumende Stammvater. Sie haben das Nützliche und Schöne empfangen, sie werden nun gemeinsam das Edle erzeugen!

Jetzt traten beide Jünglinge näher heran, und streckten beide zugleich die Rechte aus nach dem Zepter und der goldenen Krone. Da trennte sich der Schwarm des Volks auseinander in zwei Heere, so wie ein Wettergewölk sich an einem Gebürge zertheilet und um die zwei ragenden Spitzen wälzt. Jede Schaar wie auf einen der Jünglinge und rief: dem Würdigsten!

Die beiden Brüder aber trenneten sich und eilten an die Spitze ihrer Völker und ergriffen das Schwerdt mit flammenden Augen. Ein furchtbares Getümmel erhob sich und ein Brausen, wie wenn der Sturm das Meer aufregt und die schäumende Fluth gegen die Felsen schleudert. Und Cain sah, und siehe! die Pflugschaaren wurden in Schwerdter verwandelt, blühende Bäume in Lanzen. Die Felder wurden zertreten und die Hütten giengen in Flammen auf. Mit den Zähnen knirschend und schäumend vor Wuth trafen beide Heere auf einander. Brüder stritten gegen Brüder, das Schwerdt wühlte in den Eingeweiden der Menschen, die Felder rauchten von Blut, und die blühende Erde war mit den Leichnamen der Erschlagenen bedeckt. Und in das Geschrei der Kämpfenden und das Wimmern der Sterbenden tönte der Klang der Pfeifen und der ehernen Drommeten.

Da trafen die beiden Jünglinge auf einander und der Kampf begann; Blut und Schweiß rann von ihren Häuptern. Endlich durchdrang das Schwerdt des jüngern die Brust des ältern Bruders. Er sank zu Boden und der Sieger trat ihm auf den blutigen Nacken.

Darauf brachte man dem Sieger die goldene Krone; Siegeslieder und Heldengesänge ertönten zu den Harfen und Flöten; in der Ferne loderten Flammensäulen. Man führte den jungen Fürsten auf einem bekränzten Wagen über die Leichen hinweg mit Triumphgeschrey.

Da verstummte das Getöse, und es erschienen die Mütter der Erschlagenen, und ihre Weiber und Bräute und Kinder, und irrten umher zwischen den Leichnamen; einige rauften ihr Haar und jammerten, andere wankten wie Schatten – – –

Gerechter Gott, es ist genug! – schrie Cain und erwachte aus seinem Traum, und der Angstschweiß troff von seiner Stirn. – O du ewiger Richter – rief er – warum leb ich noch, die Frucht meiner Aussaat zu sehen? Ach! ein

Traum wie dieser ist mehr als die Schrecken eines zehnfachen Todes! –

36. Der arme Lazarus

Eines Tages, als der arme Lazarus an der Schwelle des reichen Mannes lag und die Hunde seine Wunden leckten, kam ein anderer armer Mann, ein Tagelöhner Namens Zadock, desselben Weges und sah Lazarus in seinem Elende. Da jammert' ihn seiner von Herzen und Zadock trat hinzu und sprach: Geben kann ich dir nichts; denn ich bin arm wie du und hab' ein Häuflein Kinder zu ernähren. Aber ich bin frei von Geschwüren. Darum laß mich deine Pflege mit den Thieren theilen, die allein sich dein erbarmen, auf daß sie mich nicht länger beschämen!

So sprach er, und eine Thräne glänzte in dem freundlichen Auge des barmherzigen Mannes. Darauf reichte er dem armen Lazarus die Hand und sagte: Komme mit mir; den siehe, ich habe eine Hütte. Dort wollen wir deiner pflegen, so viel wir vermögen, und versaget mir mein eigener Tisch, so will ich dir die Brosamen von der Tafel des Reichen sammeln.

Nachdem er diese Worte geredet, reichte ihm Lazarus die Hand und sprach: Ich folge dir gerne! denn du bist um deines frommen Herzens willen ersehen, mir den Himmel zu öffnen, und die letzten Stunden meines Lebens zu versüßen. Ich bedarf nur noch wenig; aber wie sollt' ich diesen Segen dir rauben? –

Sie giengen und kamen in ein entlegenes Hüttchen mit einem Schilfdach, und Zadock führte Lazarus hinein, und das Weib Zadocks hieß ihn willkommen, und bereitete ein Lager von Blättern und Moos in dem Kämmerlein, und sie geleiteten den armen Lazarus hinein und betteten ihn darauf. Und Hanna, die Ehefrau

Zadocks brachte eine Schaale mit Milch und bot Lazarus zu trinken.

Aber Lazarus sprach: Reichet mir einen Trunk Wassers, denn mich dürstet und es ist eine Gluth in meinem Innern.

Da eilte Hanna und brachte frisches Wasser aus der Quelle, und Zadock kühlte Lazarus Wangen mit einem grünen Oelzweige, den er hin und her wehete.

Und Lazarus fiel in einen tiefen Schlummer, denn es war sehr heiß um die Stunde des Mittagessens. Als er nun schlummerte, wehrten Zadock und Hanna den Fliegen und kühlten ihn. Und Lazarus lächelte in seinem Schummer. Da blickten Zadock und Hanna sein Weib sich an, und sie sagten in leisen Worten untereinander: Ach, möchte er bei uns genesen!

Also schlummerte Lazarus einige Stunden. Darauf als der Tag sich neigte, erwacht' er und hub seine Augen auf und sprach: Ihr lieben Menschen, wie pfeget ihr meiner! Niemals hab' ich eines süßern Schlummers genossen, wie bey euch, in eurer Hütte. Mich träumte, ich würde von Engeln getragen. Und ist es nicht also? Der gute Mensch voll Einfalt und Liebe ist er nicht ein Engel Gottes auf Erden? Ihr habet mir die köstlichsten und süßesten Stunden des Lebens bereitet. Mein Herz ist voll Ruhe und Seligkeit. Darum fühl' ich, daß die Stunde meines Heimganges gekommen ist. Denn das letzte Stündlein des Armen ist ihm Beginn und Vorgefühl des himmlischen Lebens. –

Darauf reichte Lazarus Zadock und Hanna die Hand, und entschlief mit freundlichem Antlitz, und die heiligen Engel trugen seine Seele zu den Wohnungen der Seeligen. Zadock aber und Hanna weineten um ihn und begruben ihn in der Stille.

Und Lazarus des Entschlafenen Geist ward der Schutzengel Zadocks und seines Weibes Hanna, und als sie an

Einem Tage verschieden, schwebte er um ihr Sterbelager, und ein sanftes Säuseln kühlte beider Angesicht, und sie hörten eine liebliche Stimme: Wer Barmherzigkeit übet, wird Barmherzigkeit empfahen. –

39. Die Nachtigall im Käfig

Ein Landmann kam eines Tages in die prächtige Wohnung eines reichen und vornehmen Mannes. Da vernahm er den hellen Gesang eines Vogels in einem vergoldeten Käfig. Er trat hinzu, und siehe! es war eine Nachtigall. Mit wehmütigem Herzen stand er auf seinen Stab gelehnt und hörte.

Da traten die Diener des vornehmen Mannes zu ihm und sprachen: Was befremdet dich, daß du also sinnend da stehest?

Der Landmann antwortete: Es befremdet und wundert mich, wie ihr und euer Herr den traurigen Klaggesang des gefangenen Vogels in eurer schimmernden Wohnung ertragen möget.

Du Thor, versetzte einer der Diener, dünkt dir denn auch der Nachtigallen Gesang traurig in deinen Feldern und Gebüsch?

Mit nichten! antwortete der Ackersmann: sondern er erfüllt mein Herz mit stiller Freude und Bewunderung.

Singen denn jene in andern Tönen und Weisen, als diese? fragte der Diener mit spöttischem Lächeln.

Wohl freilich, sagte der Landmann. Unsere Nachtigallen verkünden zwischen grünen und blühenden Zweigen das Lob der verjüngten Schöpfung, sie singen unter dem blauen offenen Himmel das Lied der Freiheit und über ihren brütenden Weibchen den Hochgesang der Liebe.

Bey diesen Worten erhoben die Knechte ein lautes Hohngelächter und schalten den Landmann einen Narren. Der Landmann aber schwieg und kehrte zurück in seine ländliche Wohnung und zu seinem Acker.

44. Die Lehre

An einem schönen Frühlingsabend sprach ein Hausvater zu seinem Weibe: Wir wollen hinausgehen auf das Feld, und dann auf dem Hügel uns lagern, auf daß wir des Anblicks der untergehenden Sonne uns freuen. Es wird ein lieblicher Abend werden.

Als die beiden Kinder diese Worte vernahmen, ein Knabe und ein Mägdlein, sprachen sie: wir wollen vorangehen und auf dem Hügel euer warten! Nach diesen Worten hüpfen sie von dannen.

Darauf wandelten auch der ernste Vater hinaus sammt der freundlichen Mutter, und sie redeten von der Schönheit der Natur und ihren Kindlein; der Vater aus dem Schatze seiner Weisheit, und die Mutter aus frommem Herzen.

Als sie nun an den Hügel kamen und hinaufstiegen, waren die beiden Kinder schon da, und jauchzten ihnen entgegen, und sie hatten ein weißes Lämmchen mitgebracht, das sie erzogen.

Als nun die Sonne herrlich untergieng, sahen die Eltern hin und waren bewegt. Der Vater aber erhob seine Stimme und redete zu den Kindern von der Schöpfung des Weltalls, und von dem Heer der Sterne und dem erhabenen Schöpfer der Natur, der den Himmel, die Erde und das Meer geschaffen sammt allem, was darinnen ist – und ließ sie die Sonne anschauen in ihrer Pracht und sprach: es ist ein Wunderwerk des Höchsten! – Denn er dachte in seinem Herzen: Es ist nun die Zeit, daß ich sie die himmlische Weisheit lehre.

Als der Vater diese Worte geredet hatte, riefen die Kinder plötzlich: O siehe doch, lieber Vater und liebe Mutter, wie schön und lieblich!

Denn sie hatten das Lamm mit Blumen geschmückt und es stand wie eine Braut, und aß die Kräuter des Hügels aus ihren Händen.

Da sah der Vater die Mutter an, und schüttelte sein Haupt mit ernsthafter Gebehrde.

Die Mutter aber lächelte und sprach: Ach, mein Geliebter, laß sie nur noch in ihrer kindlichen Einfalt. Sie bedürfen noch nicht der aufgehenden und untergehenden Welten und des ernstesten Wortes der Lehre. Sie bedürfen nur der Liebe, und ihrer ist schon das Himmelreich.

Da herzte der Vater und die Mutter die beiden Kinder und sie freueten sich mit ihnen des geschmückten Lämmchens.

48. Das Flämmchen

In tiefer Wölbung des Busens da wohnt
Ein dunkles und heiliges Schweigen,
Und über dem Dunkel des Heiligthums thront
Ein Flämmchen gar heimlich und eigen.

Das Flämmchen strahlet so still du so klar,
Wie Sternlein, mit himmlischem Schimmer;
Die Brust ist sein Tempel, das Herz sein Altar,
Da leuchtet es immer und immer. –

Umhüllt zuweilen des Dunkels Gewalt
Und enget das Flämmchen zusammen;
Doch währt es nicht lange, in eigener Gestalt
Beginnt es von neuem zu flammen.

Es hellt dem Pilger die finstere Bahn,
Ermuthigt auf dornigten Wegen
Die strebende Demuth, und führt sie hinan
Der strahlenden Höhe entgegen.

Und wenn dem Kampfe der Streiter sich naht,
Dann regt sich das Flämmchen von innen,
Es stärkt ihm die Rechte zu herrlicher That,
Und hilft ihm die Palme gewinnen.

Und nach dem Siege – dann kehret zurück
Das Flämmchen zur heiligen Stille:
Ein Lichtstrom entquillt es dem fröhlichen Blick
Des Siegers in lieblicher Fülle. –

Und wenn die Unschuld zur lockenden Lust
Hinschwanket und abwärts sich neiget,
Dann zittert und wankt auch im Dunkel der Brust
Das Flämmchen, und warnet und zeigt.

Und löst sich in flüchtige Funken und quillt
Empor zu den glühenden Wangen,
Durchströmet den klopfenden Busen und stillt
Das thörigte Langen und Bangen.

Ihr Thoren, täuschet, ach, täuschet euch nicht!
Ihr wähet, das Flämmchen zu dämpfen!
Verhüllen wohl mögt ihr sein heiliges Licht, –
Doch wird es sich Freiheit erkämpfen. –

Schnell, eh' ihr es ahndet, das Flämmchen erwacht
Zu furchtbaren lodernden Flammen,
Und über euch schlagen aus graunvoller Nacht
Die Gluthen der Hölle zusammen.

Aus »Parabeln«. Bd. 3 (1817)

Vorbericht

Nachdem die Parabeln eine so günstige Aufnahme gefunden haben, daß außer mehreren schnöden, in Baiern und Würtemberg begünstigten Nachdrucken, das erste Bändchen vier, und das zweite dreimahl aufgelegt worden, erscheint, wie der geneigte Leser siehet, um die heilige Zahl voll zumachen, hinterher ein drittes und hofft dieselbe gütige Aufnahme. Viele Parabeln dieses Bändchens beziehen sich auf gewisse bestimmte christliche Religionslehren, so wie sie größtentheils bei uns aus dem christlichen Tugend- und Volks-Unterricht hervorgegangen sind.

Mögen sie auch von denen, die dieser heiligen Sache vorstehen, mit Freiheit gebraucht und angewendet werden. Denn nicht der Leib, die Form und der Buchstabe, sondern der Geists ists, der da lebendig macht.

Bernburg, am 1sten October 1816.

13. Der Parse, der Jude und der Christ

Ein Jude trat in einem Parsentempel und sah daselbst das heilige Feuer. Er sprach zu dem Priester: Wie, ihr betet das Feuer an? – Nicht das Feuer, antwortete der Priester, es ist uns ein Sinnbild der Sonne und ihres erwärmenden Lichtes. Darauf sagte der Jude: Verehret ihr denn die Sonne als eure Gottheit? Wisset ihr nicht, daß auch diese nur ein Geschöpf des Allmächtigen ist! – Das wissen wir, erwiederte der Priester; aber der sinnliche Mensch bedarf des sinnlichen Zeichens, um das Höchste zu fassen. Und ist nicht die Sonne das Bild des unsichtbaren unbegreiflichen Urlichts, das alles erhält und segnet!

Darauf antwortete der Israelit: Unterscheidet denn euer Volk das Bild von dem Urbilde? Schon nennet es die Sonne seinen Gott, und selbst von diesem wieder zu einem niederen Bilde versinkend knieet es vor der irdischen Flamme. Ihr reizet sein äußeres und verblindet sein inneres Auge, und indem ihr ihm das irdische Licht vorhaltet, entziehet ihr ihm das himmlische. – Du sollt dir kein Bildniß machen noch irgend ein Gleichniß.

Wie bezeichnet ihr denn das höchste Wesen? fragte der Parse.

Der Jude antwortete: Wir nennen es Jehovah Adonai, das heißt, den Herrn, der da ist, der da war und seyn wird.

Euer Wort ist groß und herrlich, sagte der Parse, aber es ist furchtbar.

Darauf trat ein Christ herzu und sprach: Wir nennen ihn Vater.

Da sahen der Heide und der Jude sich einander an, und sprachen: Hier ist zugleich Bild und Wahrheit; – es ist ein Wort des Herzens, sagten sie.

Darauf erhoben sich ihre Blicke gen Himmel und sprachen mit Ehrfurcht und Liebe: Unser Vater!

Und nun reichten sie sich die Hände alle drei und nannten sich Brüder.

16. Die Magnetnadel

Eine Gesellschaft gelehrter Männer baueten ein Schiff und beschlossen eine Seefahrt zu machen, um die wundersame Natur und das Wesen der Magnetnadel zu ergründen. Als das Schiff vollendet war, begaben sie sich darauf mit einer großen Menge Bücher und allerlei Geräth, und stellten die Magnetnadel in ihre Mitte und forschten. So schifften sie hin und her, und beobachteten die Nadel, und ein jeglicher von ihnen hatte seine

eigene Gedanken über die verborgene Kraft, so die Nadel bewegt.

Einige nannten diese unsichtbare Kraft einen Strom, andere einen Hauch, wieder andere einen Geist; etliche behaupteten, sie werde bewegt von Mittag nach Mitternacht, andere aber von Mitternacht nach Mittag. Darüber erhob sich ein heftiger Streit unter den Gelehrten, und sie schifften hin und her auf dem Meere und hadereten unter einander.

Plötzlich aber geschah ein gewaltiger Stoß mit lautem Krachen. Denn das Schifflein war auf die Klippen gerathen und borst mitten von einander und das Wasser drang herein mit Ungestüm. Da überfiel die Gelehrten allesamt ein großes Schrecken und Bestürzung; sie verließen die Nadel, sprangen aus dem Schiff und retteten sich auf die Felsen. Das Schifflein aber versank in den Wellen.

Als sie nun tiefend von salzigem Wasser auf den nackten Felsen saßen, riefen sie einander zu, daß der Magnetnadel doch nicht zu trauen sey.

17. Die Samenkörner

Ein Vater hatte drei Söhne und wohnte mit ihnen auf einer großen Insel, und versorgte sie samt ihren Kindern, so daß sie niemals Noth und Mangel litten. Als sich aber das Ende des Vaters nahete, rief er die Söhne zu sich und sprach zu ihnen: Ich muß euch jetzt verlassen, und die Stunde meines Scheidens ist herbeigekommen, so müsset ihr nun selbst für euch sorgen, wie ich bisher gethan habe. So könnet ihr auch nicht ferner bei einander bleiben, sondern ihr sollet ausziehen gegen Morgen, gegen Abend und gegen Mitternacht. Nehmet aber diese Körnlein, so ich euch gebe, und bewahret sie sorgsam. Und wenn ich nicht mehr bei euch seyn werde, so nehmet

jeglicher ein Stück Feldes, und wühlet das Land um, daß es locker werde, den Sonnenschein und Regen zu empfangen. Wenn ihr solches gethan, streuet die Samenkörnlein hinein und bedeckt sie mit Erde, so werdet ihr reichlich Frucht empfangen, zur Nahrung und Freude eures Lebens. Bewahret auch den Acker wohl, daß nicht das Wild eindringe und alles verderbe.

Nachdem der Vater solches geredet, verschied er und sie begruben ihn.

Darauf vertheilten sich die Söhne und zogen aus, wie ihnen der Vater geheißen hatte, und nahmen die Körnlein mit sich. Als sie nun angekommen waren, ein jeglicher an seinem Ort, nahm der Aelteste die Körner, die ihm der Vater gegeben hatte, und sprach in seinem Herzen: Wozu soll ich mir und der Erde solch Leid anthun, daß ich mit Mühe ihren Schooß aufreiße. Die Sonne wird dennoch sie erwärmen und der Regen sie benetzen, so daß sie die Frucht bringe. – Darauf streuete er den Samen auf den harten Boden. Aber er gieng nicht auf und brachte keine Frucht. Da höhnete der Aelteste und vergaß das Geschenk seines Vaters.

Der zweite Sohn, der nach Abend zog, als er ankam, wo er wohnen sollte, sahe die Gegend an, daß sie sehr lustig war, und gedachte in seinem Herzen: Wie sollte ich mir solche ein Uebel thun, den Schooß der Erde aufzuwühlen, so lange das Land mir reichlich seine Freuden bietet. Und er warf die Körner abseits und ließ sie liegen. Darauf, als er die Früchte des Landes verzehret hatte, säete er den Samen seines Vaters. Aber er gieng nicht auf; denn das Gewürm hatte die Keime zernaget, so säete er die Hülsen. Da spottete er der Gabe seines Vaters und vergaß sie.

Der jüngste aber that, wie sein Vater geboten hatte, prüfete den besten Acker, bedüngte und grub ihn um mit aller Sorgfalt, zog ein Gehäge umher und streute den Samen in die Erde. Da keimte der Same, und wuchs und

brachte Frucht sechzigfältig. Also that er auch die folgenden Jahre, und sein Acker ward immer größer, desgleichen auch die Aernte, so daß er und seine Kinder und Kindeskinde Ueberfluß hatten.

Nach etlichen Jahren, als die ältesten Brüder in Noth und Mangel gerathen waren, und von des jüngeren Bruders Reichthum vernahmen, zogen sie hin, und sahen die Felder ringsum bedeckt mit köstlichen Aehren und Garben, und hörten das Jauchzen der Schnitter auf den Feldern; denn es war die Zeit der Aernte.

Da erstaunten die Brüder und sprachen untereinander: Wir haben Unrecht gethan, die Gabe des Vaters zu verachten.

20. Der Ackermann und sein Sohn, oder die Forderung

Ein Ackermann besaß ein großes Gehöfd, viele Aecker, Gärten und Wiesen, große Heerden Rinder und Schafe, samt vielen Knechten und Mägden, und die Ordnung und der Reichthum seines Hauses waren berühmt im ganzen Lande, aber noch berühmter waren der Name und die Weisheit des Hausherrn, der alles klüglich und sorgsam zu leiten wusste, also daß es an keinem fehlte.

Da begab es sich, daß der Herr des Gehöfdes verreisen mußte auf mehrere Monden. Und er rief seinem Sohne und sprach: Siehe, mein Sohn, ich ziehe in die Fremde; so hüte du des Hauses und Hofes, die ich in deiner Obhut vertraue, bis ich wiederkomme.

Da entsetzte sich der Jüngling vor solchem Werke; aber der Vater grüßt' ihn und zog von dannen.

Nun übernahm Joses, so hieß der Jüngling, die Pflege des geräumigen Erbes, anfangs mit Furcht und Zittern; doch ermannete er sich und sprach: Mein Vater hat es mir vertraut, so muß ichs vollbringen.

So wirkte Joses rüstig, und der Fehler, die er anfangs begieng, wurden immer weniger.

Nach vielen Monden kehrte der Vater zurück, und als er sein Gehöfd und die Aecker und Heerden erforschte, fand er beide das Einzelne und das Ganze in guter Ordnung. Auch war der Ruhm des Sohnes erschollen im ganzen Lande, und die Menschen sprachen: Gleich wie der Vater, also der Sohn!

Als nun der Vater den Sohn lobte von wegen seines Haushaltens, da sagte der Jüngling: Aber, mein Vater, wenn es nun nicht gelungen wäre ... Da lächelte der Vater und sprach: Ich kannte deine Kräfte, du aber kanntest sie nicht; so wollt' ich dich zum Vertrauen erheben, drum begehrt' ich von dir das Größte. Jetzt bist du aus einem Jüngling zum Manne geworden. --

Diese Geschichte erzählte ein Lehrer seinen Jüngern, als sie erschrocken über das Wort: Ihr sollet vollkommen seyn, wie euer Vater im Himmel. Die hohe Forderung ist hohe Ehre, sagte der Lehrer.

30. Der Steuermann

Ein Schiff fuhr auf dem hohen Meere, da erhob sich plötzlich ein gewaltiger Sturm und Ungethüm, also daß alle, die auf dem Schiffe waren, verzagten, und es entstand unter ihnen ein großes Jammern und Geschrei. Der Steuermann aber verhielt sich ruhig, und schauete die Nadel, und lenkte das Schiff, so gut er vermochte.

Als die Schiffenden solches sahen, faßten sie Muth und sprachen: Wirst du uns retten? Darauf antwortete der Steuermann: Wie kann ich euch solches versprechen? Vermag ich dem Sturm zu gebieten? Begnüget euch, daß ich meine Pflicht erfülle. -- Darauf begannen jene von neuem zu jammern, denn der Sturm nahm Überhand.

Der Steuermann aber verblieb ruhig, schauete die Nadel und lenkte das Schiff in Sturm und Wellen.

So schwebten sie hin und her, und das Schiff ward voll Wassers. Da erhob sich der Steuermann und sprach: Ich kann das Schiff nicht erhalten, doch hoffe ich euer Leben zu retten. So mache sich ein jeder gefaßt auf den Schiffbruch. Da entstand ein lautes Murren und Wehklagen; der Steuermann aber verharrte ruhig, und schauete auf die Nadel und befahl jedem Bootsknecht zu thun, was ihm gebühre. Jetzt lief das Schiff nach dem Willen des Steuermanns auf eine Bank nah am Lande, und das Vordertheil stand unbeweglich feste, aber das Hintertheil zerbrach durch die Gewalt der Wellen.

Da hieß der Steuermann, die da schwimmen konnten, sich zuerst in das Wasser lassen und entgehen an das Land, die andern aber etliche auf den Brettern, etliche auf dem, was vom Schiff war. So geschah, daß sie alle erhalten zu Lande kamen, der Steuermann zuletzt. Da versank das ganze Schiff.

Als jene, die gerettet waren, solches sahen, murreten sie gegen den Steuermann, daß er sie auf eine Sandbank geführt und das Schiff samt aller Habe verderbt habe.

Der Steuermann aber gieng zwischen ihnen durch, und achtete ihres Murrens nicht.

33. Das Orakel

Stephan, ein vornehmer griechischer Jüngling, sprach eines Tages zu seinem Lehrer: Ich möchte gern nach Delphi gehn, mir meine Zukunft weissagen zu lassen. Viel besser werd' ich alsdann, so scheint es mir, mein Leben gestalten und sicherer den Weg der Weisheit erwählen. – Wenn du meinst, antwortete der Lehrer, so will ich dich begleiten.

Sie begaben sich auf den Weg und kamen nach Delphi. Mit eigenen Empfindungen der Ehrfurcht betrat der Jüngling die schauerliche Gegend, die das Heiligthum umgab. Sie gelangten zum Tempel und setzten sich gegenüber. Da las Stephan die Aufschrift des Tempels über dessen Eingang: »Erkenne dich selbst.« Was wollen diese Worte? fragte er den Lehrer.

Dieser antwortete: Sie sind leicht zu deuten. Bedenke wer du bist, und wozu du das Leben empfangen hast. Man muß doch wohl zuvor sich selbst erkennen, ehe man den Rath der Gottheit erforschen kann.

Wer bin ich denn? fragte der Jüngling. Du bist Stephan, antwortete der Lehrer, der Sohn des redlichen Agothias. Aber wenn dich jetzt, wie vor kurzem deinen Bruder Kollias, der Tod überraschte, würde ich dann auch zu deinem entseelten Körper oder zu deiner Asche sprechen: Mein lieber Stephan? Siehe, das Wesen, das in dir denket, und nun bald seine Zukunft aus dem Munde des Priesters erfahren wird – das bist du selbst. Dieses unsichtbare Wesen ist dazu bestimmt, dein Thun und Lassen zu leiten, und dein ganzes Leben zu einem rein gestimmten Ganzen zu bilden. Dadurch wirst du der Gottheit ähnlich und mit dir selbst zufrieden werden. Denn der Mensch, in welchem der Geist herrschet, ist einer wohlgestimmten Leyer zu vergleichen, die nur liebliche Töne hervorbringt. Der Mensch aber, den die sinnliche Lust und Leidenschaft beherrscht, ist ein Sklave, und die niedere Lust führet ihn, wohin sie will, auf ungöttlichen Wegen. Wer nun diese seine Bestimmung lebendig erkennt und sich selbst erforscht, wie weit er auf diesem Wege zu seinem Ziele gelangt oder davon entfernt ist – der erkennet sich selbst.

Der Jüngling schwieg. Darauf sagte der Lehrer: Wohlan, laß uns jetzt in das Heiligthum treten.

Aber Stephan sprach: Nein, mein theurer Lehrer, mir genügt die Inschrift; ich schäme mich meines thörichten

Wunsches, und habe genug mit mir selbst und der Gegenwart zu thun, als daß mich meine Zukunft bekümmern sollte.

Wohl dir, sagte der Lehrer, laß dich die Reise nicht gereuen; du hast deinen Endzweck erreicht und Gottes Stimme vernommen. Du bist auf dem Wege der Weisheit; dafür bürget mir deine Demuth, die erste Frucht der Selbsterkenntniß.

35. Der Kuhhirt

Ein Knabe weidete ein Rind auf einem Grasplatz neben einem Garten. Als er nun in die Höhe sah nach einem Kirschbaum, merkte er, daß einige reife Kirschen darauf saßen, die glänzten ihm röthlich entgegen, und es gelüstete ihn, sie zu pflücken. Da ließ er das Thier und kletterte auf den Baum.

Die Kuh aber, da sie den Hirten nicht sah, gieng davon und barst in den Garten, und fraß Blumen und Kräuter, nach ihrem Gelüst, anderes zertrat sie mit den Füßen.

Als der Knabe solches sah, ward er sehr entrüstet, sprang von dem Baum auf die Erde, lief hin, ergriff das Rind und zerschlug und schmähete es jämmerlich.

Da trat der Vater, der alles gesehen hatte, zu dem Knaben, und sah ihn ernstlich an und sprach: Wem gebühret solche Züchtigung, dir oder dem Thiere, welches nicht weiß, was rechts oder links ist? Bist du minder deinem Gelüste gefolgt, als das Thier, welches du leiten solltest? Und nun übest du solch' ein unbarmherzig Gericht, und vergisstest deiner Vernunft und deiner eigenen Sünde... Da schämte sich der Knabe und erröthete vor dem Vater.

40. Das Ackerwerk Gottes

Otto, ein Landwirth, sprach eines Tages zu seinem Nachbar Gotthold: Ich habe seit vielen Jahren deinen Wandel und Wesen beobachtet, aber eines dünkt mir vor allen köstlich und zugleich befremdend. Obwohl deine Schicksale oft wunderbarlich wechselten, und viel und mancherlei Leid und Trübsal dich und dein Haus betroffen haben, so bleibest du dennoch gleich heiter und still in deinem Angesicht und Wesen, an dem bösen wie am guten Tage. Lehre mich, wie du solches vermögest.

Da lächelte Gotthold und sprach zu Otto: Das läßt sich mit wenig Worten sagen. Mich lehret es mein eigener Beruf und die tägliche Arbeit. Siehe, ich betrachte mich selbst und mein Leben als ein Ackerwerk.

Als bei diesen Worten Otto ihn ansah, als ob er Gotthold nicht verstünde, fuhr dieser fort: Siehe, mein Bruder, wenn eine Trübsal kommt, so denke ich an den Pflug und die Egge, die den Erdboden aufreißen, damit das Unkraut ersterbe und das Saamenkorn Wurzel fassen möge. So forsche ich nach dem wüsten Fleck in meinem Innern, und nach dem Unkraut, das in mir wohnen möge. Dieses muß vertilgt, oder jener bearbeitet werden, wenn die Frucht wachsen und gedeihen soll. Zuweilen auch sehe ich auf meine Trübsal wie auf ein Gewitter, welches schwarz und drohend heraufziehet, hernach aber Regen bringt und die Luft abkühlt, du denke dabei: wenn es vorüber ist, wird die Sonne wieder scheinen. Siehe, so betrachte ich mich selbst und mein Leben als ein Ackerwerk. Darf auch der Acker zu dem Pflüger sagen: Was machest du?

Und wer ist deines Acker Herr und Pfleger? fragte Otto. Wer anders, antwortete Gotthold, als Er, der den Reif und Schnee und Thau und Regen und Sonnenschein auf unsere Aecker sendet. Wen er züchtiget, den hat er lieb.

41. Hiob

Zur Zeit Hiob lebte ein Prophet des Herrn im Lande Uz, Namens Eliud, zu dem kam Joram, ein Freund Hiob, und sprach zu ihm: Des Herrn Wege sind unerforschlich; aber warum muß der Gerechte so vieles leiden? Siehe, Hiob hat alle seine Habe und Güter verloren, seine Kinder sind ein Raub des Todes geworden, und die ihn trösten sollten, quälten ihn mit Vorwürfen und bitterer Rede; dazu ist er mit Krankheit geschlagen und voll Schwären von der Fußsole bis zum Scheitel...

Die Hand des Herrn hat ihn berührt – antwortete der Prophet.

Und doch ist Hiob fromm und gottesfürchtig, wie Keiner im Lande, sprach Joram. Errettete er nicht den Bedrängten, der da schrie, und den Waisen, der keinen Helfer hatte? War er nicht ein Vater der Armen, des Blinden Auge und des Lahmen Fuß? Gerechtigkeit war sein Kleid, und welches Auge ihn sah, rühmte Hiob und preisete ihn selig.

Selig ist der Mann, den der Allmächtige züchtigt – antwortete der Prophet.

Ist denn der Allmächtige nicht auch der Allgütige? sprach Joram. Wozu bedurfte er der Züchtigung, der Gottes Gaben so liebevoll zum Sehen verwendend, in göttlichem Wandel vor aller Welt sich bewährte?

Daß er auch vor Gott sich bewähre – antwortete der Prophet.

Welches Opfer könnte ihm Hiob noch bringen? fragte Joram.

Das schwerste und köstlichste, antwortete der Prophet – seinen Willen.

51. Die Aehre und die Distel

Ein frommer Landmann mit silberweißem Haar wandelte mit seinem Enkel, einem Jüngling, auf dem Felde zur Zeit der Aerndte. Da scherzte der Greis mit den Schnittern, wie sie nur Kinder gegen ihn seyen, der mehr denn sechzig Aernden gewältigt.

Da reichte einer der Schnitter ihm eine Sense, der Greis aber nahm sie und mähet einen Schwaden zu Boden wie ein rüstiger Jüngling. Und die Schnitter jauchzten und strichen die Sensen ihm zu Ehren.

Der Jüngling, sein Enkel, aber sprach zu ihm: Mein Großvater, woher hast du solch ein gutes Alter?

Da antwortete der Greis und sprach: Siehe, mein Sohn, ich habe von Jugend an auf Gott vertraut in guten und bösen Tagen, dadurch hab' ich mir den frischen Muth bewahrt; ich habe fleißig meines Berufs gewartet und treu gearbeitet, dadurch gewann ich des Leibes Stärke und Gottes Segen; ich wandelte fromm vor Gott und friedsam mit den Menschen, dadurch habe ich mir Friede und Freudigkeit bereitet. Durch die Jahre ist alles dieses in mir befestigt und gegründet worden. – Thue desgleichen, mein Sohn, so wird dein Alter seyn, wie eine volle Garbe, die man mit Freuden in die Scheune sammelt.

Wem vergleichest du denn ein böses Alter? fragte der Jüngling.

Siehe hier, sagte der Greis, die Distel. Sie stehet einsam und verlassen und ihr graues Haupt ist ein Spiel der Winde, die sie unbeachtet und unbetrauert verwehen.

Die fruchtbare Aehre sey dir ein Vorbild, und der Anblick der einsamen Distel eine Warnung.

60. Des Baches Wandel

Schauet jenes Baches Wandel, sprach der Lehrer zu seinen Jüngern. Kräftig und still durchströmt er das Thal und die Wiesen, und trägt in dem klaren Spiegel seiner Wellen das Bild des blauen Himmels. Er tränkt die Wurzeln der Bäume und Stauden, die an seinen Ufern grünen, und sein kühler Hauch erquickt die Blumen und Halmen seines Beetes.

Aber drüben fließet er durch eine kahle Steppe voll Sand und Kiesel; da endet sein Segen.

Dennoch bleibt er der klare und segnende Born, wenn auch Niemand seines Segens genießet.

Siehe, ein wilder Eber stürzt sich hinein und durchwühlt des Baches liebliche Wellen. Er tränket den Eber und kühlt ihm die brennenden Seiten, und der aufgewühlte Schlamm senket sich von selber.

Jetzt neiget ein ermatteter Wanderer sich zu ihm, stillt den Durst, netzet die glühende Stirn und eilet erquickt und dankbar von dannen.

Wo ist des freundlichen Baches Quell und Ursprung?

Komm hinauf! Siehest du des Gebirges hochragendes Haupt, und in ihm die von Felsen umstarrete Höhle? Da, in der tiefen Brust der Erde ist des Bächleins verborgene Quelle.

Aber, von wannen kommt dorthin der nie versiegende Quell und der unerschöpfliche Ursprung?

Siehe, des Berges Gipfel raget gen Himmel; ihn umhüllen die thauenden Wolken.

Wo ist des Baches Ziel und Ende?

Immer größer strömet er vorwärts bis in des Oceans Arme; von dannen kehret er zum Himmel.

Also redete der Lehrer; seine Jünger aber erkannten das Bild der göttlichen Liebe.

Aus »Parabeln«. Bd. 1. Vierte verbesserte und vermehrte Auflage (1814)

Vorbericht

[...]

Es ist hier nicht der Ort, eine Theorie der Parabel aufzustellen; der Leser bedarf solcher nicht, um diese zu verstehen. Und der Beurtheiler macht sie sich nach seiner Weise.

Das Wort Parabel ist griechischen Ursprungs und bezeichnet in dieser Sprache etwa soviel als *Gleichniß*, allein die Dichtungsart selbst ist doch auf einem heiligern Boden erwachsen, auch erschöpft der deutsche Ausdruck nicht ihr ganzes Wesen. Eigentlich stammt die Parabel aus dem hebräischen Alterthum und ist ein Gewächs des heiligen Landes und Volkes, dessen Geschichte selbst oftmals zur Parabel sich gestaltet. Die Griechen haben nur, jedoch auch nicht ausschließlich und wahrscheinlich ebenfalls als ein ursprünglich morgenländisches Gewächs, *Apologen* oder die sogenannte *äsoische Fabel*. Beide Dichtungsarten sind sich darin ähnlich, daß sie die Wahrheit zu versinnlichen suchen, sonst aber wesentlich verschieden.

Der Zweck der äsoischen Fabel ist: eine anerkannte Wahrheit oder Maxime in ihrer innern Nothwendigkeit, gleichsam wie und als ein Naturgesetz, darzustellen. Diese innere Nothwendigkeit entspringt aus dem durch die Natur selbst festbestimmten und begränzten Charakter der in der äsoischen Fabel handelnden Wesen; weshalb auch Thiere und Pflanzen viel schicklicher darin auftreten als der freie Mensch, dahingegen in der Parabel die vernunftlosen Geschöpfe nur als untergeordnete symbolische Wesen erscheinen dürfen. Diejenigen äsoischen Fabeln, wo Menschen frei handeln, z. B. die, wo ein sterbender Vater seine Söhne, um sie zur Arbeit zu

ermuntern, einen im Weinberge vergrabenen Schatz vermuthen läßt, gehören zu der Gattung der Parabeln.

Obwohl der heitere und fruchtbare Boden des griechischen Alterthums fast alle Blüten der Poesie erzeugt hat, so gehört doch die Parabel, vor allem in ihrem höheren Sinn und Umfang, eigentlich der hebräischen Nation an. Die Tendenz und Bildung des israelitischen Alterthums war nicht, wie bei den Griechen Harmonie des Geistes und der Sinnlichkeit und Verschmelzung des ganzen Menschen zu einer schönen Form – sondern Unterwerfung des äußern Menschen unter den Gehorsam des innern, der Sinnlichkeit unter die Herrschaft des Geistes. Das Fleisch ist wenig nütze, im Geiste wohnt das Leben; der Mensch gehört einer unsichtbaren Welt an und das Uebersinnliche ist der einzig würdige Gegenstand seiner Phantasie und seines Dichtens. – So dachte der Israelit. –

Die hebräische Parabel kann sich also zu einem weit höheren Standpunkt erheben, als die Apologen der Griechen. Sie führt alsdann dem Menschen, als Mitgliede eines höheren unsichtbaren Reichs, die Natur vor als ein Bild und Symbol, welches ihm nicht deßhalb vorgehalten wird, damit er allgemeine Wahrheiten und Erfahrungs- oder Klugheitslehren daraus lerne und erkenne, sondern damit er eine höhere, übersinnliche Lichtwelt und ihre göttliche und ewige Ordnung darin erschauet. So verwies Er, der Meister, die blühenden Lilien, und die Kinder, die sich zu ihm drängten und gab dem Brod' und Wein eine himmlische Bedeutung. Alles, was er mit seiner Hand und mit seinem Worte berührte, wurde verklärt.

Die Parabel also dienet dem dichtenden Lehrer nicht bloß als Mittel, einzelne Wahrheiten zu lehren und zu versinnlichen, sondern vor allem auch dazu, um den Jünger auf den höheren Standpunkt des Lehrers und zur Anschauung des Uebersinnlichen zu erheben, und das

symbolisch vorzutragen, was erst späterhin intellectuell oder moralisch gefaßt werden soll. Aus diesem Gesichtspunkt müssen, so scheint es dem Verfasser, viele Parabeln Jesu betrachtet und gedeutet werden.*) Es versteht sich übrigens von selbst, daß diese höhere Tendenz und Gattung der parabolischen Dichtung die niedere nicht ausschließe, wo sie bloß lehrend erscheint und eine allgemeine Wahrheit versinnlicht, in welchem Fall sie sich der Fabel, der poetischen Erzählung und dem Beispiel nähert.

Die Parabeln und Gleichnisse, die dieses Büchlein enthält, sind übrigens größtentheils nicht eigentlich erfunden, sondern vielmehr ungesucht gefunden, oder von selbst entstanden. Es sind Blüten und Früchte schöner und heiliger Stunden, oftmals durch wirkliche Begebenheiten und Ereignisse, die des Verfassers Gemüth in Bewegung setzten, hervorgebracht und veranlaßt. Ein Blick auf einen blühenden Rosenstrauch – oder in das Morgen- und Abendroth – auf das häusliche Leben oder in das eigne Herz, irgend eine kleine Freude, der stille Nachgenuß eines in traulicher Freundschaft verlebten Stündchens, ein Spiel mit einem Kinde, oder sonst eine ernste oder freudige Empfindung und Erfahrung – erzeugten diese Blüten, oder wenn man will, diese Spiele des inwendigen Menschen.

Ich selbst betrachte sie als freundliche Gaben des Himmels, die mir ohne mein Zuthun verliehen sind, und so dienen sie mir selbst oft, wie ein göttliches Wort, zur Erbauung. Ueberhaupt, alle gute und vollkommne Gaben, worin sich Wahrheit, Güte und Schönheit vereinigen, kommen von oben herab; und der Mensch, der zur Austheilung derselben ersehen war, hat sich dessen nicht als

*) Eine nähere Entwicklung dieser Ansicht hat der Verfasser in seiner, bald in einer neuen Auflage zu erwartenden Schrift: *Ueber den Geist und die Form der evangelischen Geschichte etc.* dargelegt.

Schöpfer, sondern nur als Haushälter zu rühmen. Und solches wird er nicht, da er wohl weiß, daß das Göttliche, indem es durch seine Hand geht, nur verliert. – So theile ich denn meinen Freunden diese Parabeln mit als himmlische Gaben mit menschlichen Mängeln – und als Blüthen und Früchte heiliger Stunden, die, reiner und besser als er selbst, dem empfangenen und gebenden Dichter vorüberschwebten.

Sie werden untereinander verschieden seyn wie Ton und Farbe, je nachdem die Stimmung es war, in welcher sie empfangen und gebohren wurden. Jede einzelne ist auch als ein für sich bestehendes Ganze zu betrachten. Einige sind in griechischer, andere in hebräischer, andere in der Weise jetziger Zeit, und nach diesem Verhältniß mußten auch Form und Ton sich verschiedentlich gestalten.

Was ich in der frühern Vorberichten, gleichsam zur Entschuldigung, von den biblischen Personen und von den Engeln und Kindlein sagte, will ich nicht wiederholen. Es könnte dem feinsinnigen Leser beleidigend dünken, und wir Deutsche – Gottlob! daß wir dieses Wort wieder mit Freude schreiben können! – sind, so glaub' ich, dem Reiche Gottes näher gekommen. Ich denke, der Klügelei wird weniger werden und der einfache Glaube und die Hochachtung des Heiligen in jeder Gestalt immer mehr Wurzel und Boden unter uns gewinnen. Wir Deutsche sind nicht bestimmt, unsere Bildung von den Nachbarn zu empfangen, sondern sie aus und selbst und aus dem Alterthum zu schöpfen und andern sie mitzuthemen. Jenes bietet uns das Schöne samt dem Heiligen, und beides soll das Christenthum in uns vereinen und vollenden. Das scheint mir die Bestimmung unsers Volks. Möchten auch diese Parabeln dazu mitwirken!

Bernburg im May 1814.
Der Verfasser.

Aus »Ueber den Geist und die Form der Evangelischen Geschichte in historischer und ästhetischer Hinsicht« (1805)

Vorrede

Es ließe sich wohl vieles sagen, um dieses Büchlein bei dem Publikum einzuführen. Der Verfasser wird sich aber mit wenigem begnügen, und übrigens lieber das Werk, als den Meister reden und sich selbst aussprechen lassen.

Die Worte des verewigten Herders »Geschichte ist der Grund der Bibel, die Wurzel und der Stamm des Baumes, aus dem die Lehren wie die Aeste ausgehen, an welchen die Pflichten wie die Blüthen und Früchte wachsen!« – enthalten auch das Glaubensbekenntniß des Verfassers, und deuten den Geist an, aus welchem seine Schrift hervorgegangen, und in welchem sie geschrieben ist. In wie fern sie dem herrschenden Zeitgeiste zusage oder widerspreche, – darnach wird und soll derjenige Schriftsteller, der sein Werk mit Andacht und Wahrheitsliebe schreibt, nicht fragen. Der Verfasser ist sich bewußt, daß da, wo er den Meinungen und Hypothesen unserer angesehensten Gelehrten widersprechen zu müssen glaubte, er dieses mit Anstand und mit wahrhafter Hochachtung gegen diese Männer gethan hat. Nur ihren sklavischen Nachbetern, nicht aber ihnen selbst kann bescheidener Widerspruch mißfallen.

[...]

Die vorläufigen Bemerkungen könnten manchem – und dazu gehört der Verf. jetzt selbst – etwas zu weitläufig scheinen. Allein man wird nach Lesung des Ganzen auch vielleicht so gefällig seyn, und in denselben das Bestreben, diesen oder jenen Leser auf einen höhern ästhetischen Standpunct zu erheben, nicht verkennen. Auch schwebte es ihm zuweilen vor, daß dieses oder jenes

leicht möge mißgedeutet und mißverstanden werden,
und das wünschte er nicht.

[...]

Uebrigens schließt der Verfasser mit dem innigen Wunsch, daß sein Buch zur Verherrlichung Gottes und Jesu Christi mitwirken möge!

Duisburg am Rhein,
den 25sten März 1805.
Der Verfasser.

§. 224. Ueber den ästhetischen Werth der Parabeln Jesu

Jetzt noch zum Schluß einige Bemerkungen über den ästhetischen Werth der Parabeln Jesu. Es ist seit einiger Zeit Sitte geworden, die Schriftsteller des Neuen Testaments in Rücksicht ihrer Schreibart und Darstellung zu ganz gemeinen Menschen herabzuwürdigen, und in ihrer Simplicität und kunstlosen Weise, Einfalt (im neueren Sinn) und Rohheit zu finden^{*)}. Solche Behauptungen sind der kurzen Zeit nicht werth, die man auf eine Widerlegung verwenden würde. So dachten nicht die trefflichen Männer, die, mit dem Geiste des classischen Alterthums genährt, es nicht unter ihrer Würde fanden, den Schatz ihrer gesammelten Kenntnisse zur Erklärung und Entwicklung eines Buches anzuwenden, das in ungeschmückter Einfalt die höchste Wahrheit verbirgt. – Ganz anders verhält es sich mit denjenigen Männern, welche die Parabeln des Neuen Testaments als zweckmäßige und selbst schöne Mittel zur Belehrung betrachten, aber doch in ihrer Form und Darstellung manches vermessen. Zu diesen gehöret auch Herr Conz^{*)}; er behauptet, man dürfe die Parabeln Jesu nicht in ästhetischer

^{*)} [...]

^{*)} Morgenländische Apologen etc. p. LXXII. a. a. O.

Hinsicht nach solchen Regeln beurtheilen, die von vollendeten Mustern dieser Gattung abgezogen wären, wenn man sie als Kunstwerke würdigen wollte. Das seyen sie nicht, und könnten es nicht seyn. Die hohe pathetische Sprache der Dichter sey zu Jesu Zeiten längst verklungen gewesen, und man habe von den damaligen Zeiten nichts Besseres erwarten dürfen.

Nach ästhetischen Regeln wurden freylich die Parabeln Jesu nicht gebildet. Aber auch Homers und Ossians Gesänge und die hohen Gesänge der Propheten und Psalmen, und Jothams und Nathans Fabel eben so wenig; und jedes freye Geisteswerk eines genialischen und originellen Dichters eben so wenig. Aber dennoch müssen sie sich einer Beurtheilung unterwerfen nach Regeln, die von vollendeten Mustern abgezogen sind. – Aber welche sollen denn nun diese vollendeten Muster seyn? Doch wohl keinesweges die äsopische Fabel? Die Verschiedenheit der Parabel und äsopischen Fabel ist schon oben hinlänglich gezeigt worden. Dies Haupterforderniß der letztern ist nach den ästhetischen Grundsätzen der Alten und nach dem Wesen dieser Dichtung selbst die äußerste Präcision; sie hält sich nirgends mit Beschreibungen auf, sie kommt sogleich zur Sache und eilt mit jedem Worte näher zum Ende. Die Kürze ist die Seele der Fabel und es darf nur Eine Lehre in ihr zur Anschauung gebracht werden. Deßhalb rechneten auch die Alten die Fabel nicht zum Gebiete der Poesie, sondern der Philosophie*). Hieraus ergibt sich von selbst der Styl und Ton der Fabel.

*) Lessings Abhandl. IV. Er selbst sagt: »Ich hatte mein Augenmerk nur immer auf diese oder jene Sittenlehre, die ich, meistens zu meiner eigenen Erbauung, gern in besondern Fällen übersehen wollte: und zu diesem Erforderniß glaubte ich meine Erdichtungen nicht kurz, nicht trocken genug aufschreiben zu können.«

Die Parabel ist eine durchaus verschiedene Dichtungsart; ihre Form ist episch, oder, wenn man dieses lieber hört, historisch, nämlich hebräisch-historisch. Ihr Charakter ist nicht die Präcision und Kürze der Fabel, sondern ein verweilendes Fortschreiten, eine sinnlichbelebende Umständlichkeit und die Einfalt des häuslichen Tons und Lebens. Die Fabel dient, die Parabel hat ein eigenes Leben, das in Freyheit und Einfalt sich entwickelt und fortschreitet. Die pathetische Sprache der alten Propheten würde hier also eben so übel angebracht seyn, als wenn man im Homer die Kürze und Gedrängtheit eines Tacitus verlangen und vermessen wollte. Mochte also die Sprache der Propheten immerhin verklungen seyn! Was geht dieses dem selbstschaffenden Geist des spätern Propheten an! Daß in Jesu der edle Geist des Alterthums nicht verklungen war, erweisen hinlänglich seine eigenen prophetischen Aussprüche, seine antipharisäischen Reden und seine moralischen Religionsvorträge. Und man vergleiche die Parabeln Jesu mit denen des Nathan, des Jesaias (5), des Ezechiel (17), stehen sie diesen nach? Wenn ihnen die affectvollen Epiphoneme der Propheten fehlen, so wehet dagegen in ihnen der sanfte und freundliche Geist des Evangeliums, der sich von selbst ausspricht.

[...]

So richtig also auch die Bemerkung ist, daß man nicht jeden einzelnen Umstand der Parabel urgiren, herausheben, und mystisch oder prophetisch oder dramatisch deuten müsse*), denn dieses widerspricht durchaus dem Wesen und der Natur dieser Dichtung, – so wenig läßt sich auch von der andern Seite die Behauptung zugeben, daß in ästhetischer Hinsicht in Jesu Parabeln etwas Müßiges, Ueberflüssiges oder gar dem Zwecke derselben Un-

*) [...]

angemessenes vorkomme. Eine solche Ueppigkeit, welche die ächte Kunst durchaus verschmähete, und die nur den Halbgebildeten oder Verbildeten mehr anzieht, als die schlichte Einfalt, läßt sich schon nicht von dem stillen und tiefen Geist Jesu, und eben so wenig von den Verfassern der evangelischen Geschichte erwarten. Auch konnte dieser Vorwurf nur daraus entstehen, daß man die oben angeführten Gesetze der äsopischen Fabel auf die Parabel anwenden wollte. Man richte aber die Parabel nach ihren eigenen und nicht nach fremden Gesetzen und nach hebräischem Geist und dem ächten und eigenthümlichen Ton der hebräischen Geschichte und ihrer epischen Form*).

Eben diese epische oder historische Gestaltung fordert eine Umständlichkeit, die der Fabel zum Vorwurf gereichen würde. Jeder Umstand und Zug, der die Lebendigkeit des ganzen Gemäldes und die fortschreitende Beweglichkeit desselben befördert, erhöht den ästhetischen Werth der Parabel und begründet ihre Wahrheit. Schwerlich wird man in allen Parabeln Jesu einen Zug finden, den man überflüssig oder üppig nennen könnte. Man nehme z. B. die erste Matth. 7, 24–27., die den Bau des Gottesreichs auf die christliche Tugend gründet, und frage sich, was man hier weglassen könnte. Es heißt: Der Platzregen fiel, die Ströme kamen, die Winde wehten und stießen auf das Haus; aber es fiel nicht. Denn es war auf einen Felsen gegründet. Wie viel würde die Parabel durch die Weglassung eines dieser Züge an Lebendigkeit verlieren!*)

Welche lebendige und einfache Darstellung ist in dem kleinen Bilde, das die Nichtigkeit des irdischen Strebens darstellt! (Luc 12, 16.). Der Reiche geht mit sich zu Rathe und macht seine Plane. Die alte Scheune will er

*) [...]

*) [...]

niederreißen, die neue geräumige aufbauen; alle Erzeugnisse und die lieben Güter [...] da hinschaffen, und dann zu sich selber sagen: Thue dir Gutes, liebe Seele, iß, trink, freue dich! – als Gott ihm in die Rede fällt, ihm ankündigend: Diese Nacht wird man dir dein Leben abfordern! und fragend: Wem wird es werden, was du gesammelt hast? – Mit welcher idyllischen Einfalt und Naivetät schildert die Parabel Marc. 4, 26. das leise Emporwachsen des Gottesreichs mit solchen wahren Zügen aus der Natur, die das Gemüth so ansprechen, als wenn Homer zu der Milch das Beywort; »die weiße,« oder: »die süße,« setzt. Was könnte der Geschichte des barmherzigen Samariters an Wahrheit, Fülle und Angemessenheit gleichgestellt werden? Was fehlt der Parabel vom verlorenen Sohn an ästhetischer Vollendung? Wie fein sind die Charaktere gehalten! Welche rührende Natur und Poesie in der Scene des Wiedersehens und der Rede des Vaters! Auch dadurch gewinnen die Parabeln an Lebendigkeit, daß die Personen immer, so wie hier, in directer Rede sprechend, dramatisch, oder auch plastisch, wie z. B. der Pharisäer und Zöllner (Luc. 18, 10. f.), aufgeführt werden. In der Parabel vom reichen Mann und Lazarus geschieht alles in jüdischem Costüm. Selbst die kleinsten Parabeln Jesu haben eine Vollendung, die sie zu wahren Kunstwerken erheben, z. B. die von dem verlorenen und wiedergefundenen Schäfchen (Luc. 15, 4–6.). Es ist eine Homerische Kindlichkeit darin, die nur dem gemüthvollen, innigen Freund der Natur und Menschen eigen ist, dessen helles Auge mit freundlichem Lächeln ein verirrtes und wiedergefundenes Lamm betrachtet, und dessen Herz auch noch an einem Feigenbaum hängt, der drey Jahre lang keine Frucht trug und nun umgehauen werden soll (Luc. 13, 6.). Wer müßte nicht dem Manne mit inniger Liebe geneigt werden, der so einen stillen und tiefen Sinn auch in seinen Parabeln ausspricht!

Aus »Festbüchlein. Eine Schrift für das Volk.«
Bd. 1. »Der Sonntag« (1808)

Vorbericht

Der Zweck dieses Festbüchleins ist, dem christlichen Volke Achtung und Liebe gegen seine Feste einzuflößen, und ihm zugleich den Sinn und die Bedeutung derselben zu entwickeln. Die Feste stellen das höhere Leben des Volkes dar, und sollen es zu diesem leiten und erheben. Auch das Festbüchlein möchte dazu gerne mitwirken. Und da ohne Religion kein höheres Leben, und die Feste eines christlichen Volkes nicht anders als religiös seyn können: so sucht das Festbüchlein fromme Empfindungen zu wecken und zu beleben. – Die eigentlich christlichen Feste beziehen sich auf geschichtliche Ereignisse, die uns die heiligen Bücher aufbewahrt haben. Diese Ereignisse will das Büchlein in Einfalt erzählen, oder auch besingen. – Die Feste sind helle Sonnentage zwischen den trüberen Erdentagen. Jene sollen diese erleuchten und erwärmen. Darum tritt die Natur und das häusliche und gesellschaftliche Leben an den Festtagen in heiterer und veredelter Gestalt hervor. So auch im Festbüchlein.

Und was nun die Form betrifft, so liegt diese am Tage. Es soll kein Lehr- und Lern-Gebäude seyn, sondern ein Festbüchlein; und es heißt: Sechs Tage sollst du arbeiten. So bringt es, was das Fest an die Hand giebt. Doch wünscht es, goldene Aepfel zu reichen, und gäbe sie gern, wie sich gebührt, in silbernen Schaalen. Beides ist schwer, und ein christliches Volk ist ein ehrwürdiges Gemeinwesen. Indeß wolle man bedenken, daß zu dem Feierkleide auch ein einfaches Blümchen wohlstehet und willkommen ist.

Das erste Büchlein handelt vom Sonntage, und soll gleichsam eine Einleitung zu dem Ganzen seyn, und also

den Menschen in seiner Würde darstellen. Denn der Mensch ist nicht um des Sabbaths, sondern der Sabbath um des Menschen willen. – Dem Sonntage sollen die andern Hauptfeste, das Christfest, Neujahrsfest u. s. w. folgen. –

Daß der Sonntag in dem Büchlein auf dem Lande gefeiert wird, hat keinen andern Grund, als weil man hier das Licht, die Luft und das Brod aus erster Hand empfängt. – Einzelne Wörter sind auszeichnender gedruckt, um diejenigen Schullehrer, die das Büchlein gebrauchen können und wollen, aufmerksam zu machen, daß diese Wörter vor andern einer Erklärung und Versinnlichung bedürfen. – Die Lieder und Liedchen sind gedichtet, um gesungen zu werden. Möchten sie der Volksstimme zusagen! – Uebrigens könnte dem Festbüchlein kein größeres Lob bereitet werden, als aus dem Munde der kindlichen Einfalt. Das wollen wir ihm wünschen.

Die Fürsten

Indem Wilhelm noch immerfort die Schaaren der Kirchleute von der Höhe des Hofes betrachtete, rief er: Vater, ziehen doch die Leute ebenso über Feld, wie dazumal, als der Fürst durchkam.

Der Vater lächelte und sprach: Nun ja, sie wollen auch jetzt den Fürsten sehn.

Kommt er denn heute wieder her? fragte hastig der Knabe.

Da antwortete der Meyer – sie selber sind die Fürsten!

Es sind ja nur Bauern, die den Acker bauen wie wir! sagte der Knabe.

Da antwortete der Vater: Die Woche über sind sie das gewesen. Da standen sie im Dienste des Landes, das sie bearbeiten. Da mußten sie dem *Gesetz der Natur* gehorchen, welches gebietet, daß der Mensch *im Schweiß seines*

Angesichts sich sein Brod erwerben soll. Sie waren ihrem Lande *unterthan*, wie es nicht minder der Fürst ist, wenn er das Wohl seines Landes väterlich besorgt, obwohl er es nicht mit dem Pflug und Karst thut. Denn auch er beschicket seine Arbeit im Schweiß seines Angesichts, und hat es oftmals saurer als der Landmann. So wie nun ein Fürst sein Land bereisete, um seiner *höhern Würde*, die ihm Gott gegeben, recht inne zu werden, und seinen hohen Beruf freudig und kräftig zu erfüllen – so ziehet auch jetzt das Volk zur Kirche, um seiner *höhern Würde* lebhaft eingedenk zu werden. –

Siehe, mein lieber Sohn, darin, daß die Menschen einen Körper haben, daß sie essen und trinken, schlafen und wachen – darin sind sich alle Menschen gleich; und darin sind sie auch den Thieren ähnlich. Mit dem Körper gehöret der Mensch der Erde an, und ist ihr unterthan. Darin kann also die *Würde* des Menschen nicht bestehen. Das ist sein *sinnliches, thierisches* Wesen.

Aber – gieb acht! – die Erde ist auch wieder dem Menschen unterthan. Er kann sie bearbeiten und bezwingen, – er kann die *Kräfte der Natur* zu seinem Dienst und Vortheil gebrauchen – er kann Gärten und Felder und Städte und Dörfer anlegen, kann den Lauf der Flüsse ändern, und allerlei Einrichtungen auf der Erde treffen, wie er will und für gut findet. Das vermag das Thier nicht. Denn es hat keinen *Verstand*, wie der Mensch. Darum leben auch die Menschen in *Gesellschaft*, in *bürgerlicher* Gemeinschaft und Vereinigung. Hierin würken die *Kräfte* und der *Verstand* der Menschen auf verschiedene Weise zu *einem Ziel*. Einige bearbeiten das Feld, damit es nicht an Brod fehle; andere fertigen die *Werkzeuge* und *Geräthschaften*, die der Mensch bedarf; wieder andere arbeiten für das *Vergnügen* der Menschen; andere für die *Belehrung* und *Ausbildung* des Menschen. Dadurch entstehen die verschiedenen *Stände* unter den Menschen. Jeder *steht* an seinem angewiesenen Platz und würket

zum Besten des *Ganzen*. – Siehe, hierin sind die Menschen untereinander *verschieden*. Aber diese Verschiedenheit ist an sich auch nur etwas *Aeußerliches*, und wird erkannt an äußerlichen Zeichen. Auch höret es auf mit dem irdischen Leben. – Das ist sein *menschliches* und *bürgerliches* Wesen! –

Aber – nun kömmt das Höchste! der Mensch kann *über* diese Erde sich *erheben*. Er kann *glauben* an ein höchstes, unsichtbares Wesen, das über Erde und Himmel erhaben, *Himmel und Erde* erfüllt. – Er kann dieses Wesen *erkennen* in der Natur, und in sich selbst, in seinem eigenen Herzen. – Er kann dieses unsichtbare Wesen *lieben* und *Vater* nennen. Dieser *Glaube* an das Unsichtbare ist die herrlichste zarte *Blüthe* des innern Menschen, die schönste Entwicklung seiner *höheren göttlichen Natur*. Die *Frucht* dieses Glaubens ist die *Liebe*, die sich in freudiger Erfüllung *aller Pflichten* auf Erden thätig erweist.

Darum, – weil der Mensch auch schon auf Erden *mit seinem Geist und Gemüth* in der Natur und in sich selbst *schauen*, ihn *lieben* und *Vater* nennen, und fromm und heilig werden kann – darum heißt es: »Gott habe den Menschen nur etwas geringer gemacht, als die Engel.« Siehe, mein Kind, das ist des Menschen *göttliches Wesen* und *göttliches Geschlecht*; seine höchste Würde.

Begreifst du nun, was es heißt, wenn ich dir sagte, die Menschen giengen zur Kirche, um inne zu werden, daß sie Fürsten sind –?

So ernsthaft redete der Vater zu seinem Sohn, und sie schwiegen ein Weilchen.

Darauf begann er wieder: Ich will dir ein Bild aus der Natur geben, wobei du dessen, was ich dir gesagt habe, gedenken mögest, bis du es deutlicher fassest, und des Bildes nicht mehr bedarfst. Siehe die Lerche an! Es ist ein besonderes Vöglein, und schwebet immer um den Landmann, als ein freundlicher Gesell bei der Arbeit.

Aber er soll auch von demselben lernen, wie geschrieben steht: »Sehet die Vögel an, sie werden es dich lehren.« – Sie wird in der Furche gebohrt und auferzogen. Sie sucht ihre Nahrung in der Erde, und bauet ihr Nest dicht an der Erde, und treibet ihr Wesen zwischen den Schollen, das ist ihr niedrigster Stand, und sie gleicht darin einer Feldmaus. – Aber sie kommt heran, so bald der Winter verschwindet, und verkündet durch ihre Ankunft das Kommen des Frühlings, wo alles beginnt zu keimen und eine andere Gestalt zu gewinnen. Sie fliegt gleichsam den Halmen voran, daß sie auch sich aufmachen und erheben sollen, so viel sie vermögen. Ein Bild des Menschen, der durch seine Kraft die Natur verwandelt, und das Nützliche und Schöne aus der Erde hervorruft. – Aber, noch eins! Sie beginnet nun auch ihr liebliches Liedlein zu singen und schwebet empor gen Himmel, und, wie die Menschen sagen, bringet sie dem Schöpfer ein Lob- und Danklied. Das Thier selbst weiß nicht, was es thut, aber der Schöpfer hat nicht umsonst den *Trieb* ihm eingepflanzt, auf daß der Mensch in dem kleinen Vöglein *ein Bild* seines höheren Wesens erkennen möge.

Da erinnerte sich der Knabe eines Liedchens, das Paul ihn gelehret im Frühling, als die Lerchen anfiengen zu singen. Es lautete folgendermaßen:

Die Lerche

Hört die Lerche! Sie singt! –
Hoch in den bläulichen Lüften,
Ueber den grünenden Trifften
Tönet ihr Lied! Wie erklingt
Ihre melodische Brust,
Uns zur Freude und Lust!

Seht die Lerche! Sie steigt! –
Hoch aus den himmlischen Räumen
Ruft sie den schlummernden Keimen:
»Grünet! der Winter entfleucht!« –
Und der Gebährerin Schooß
Schmücken Halmen und Moos.

Seht die Lerche! Sie schwingt
Lustig ihr braunes Gefieder,
Und auf die Knospen hernieder
Schauet sie freundlich und singt:
»Krönet das liebliche Grün!« –
Und die Knospen erblühn.

Hört die Lerche! Sie schwebt
Ueber der Erde Gewimmel
Preisend und dankend gen Himmel!
»Menschen, so singt sie, erhebt
»Ueber die staubigte Bahn
»Eure Herzen hinan.«

Das Flachsfield

Nachdem sie nun alle Aecker und Felder des Meyers beschauet hatten, kehrten sie zurück, und als das Pfädlein durch ein blühendes Flachsfield führete, da sprach die

Meyerin: Ihr Männer stehet doch auch hier einen Augenblick still, und schauet *mein* Feld an!

Und sie sahen mit Vergnügen, wie der Flachs so hoch und schlank gewachsen war, und wie er herrlich blühetete, gleichsam wie ein blauer Himmel zu ihren Füßen.

Sehet, sprach die Meyerin, das möget ihr wohl mit Recht ein Sonntagspflänzlein benennen. Steht nicht jedes Hälmlchen geschmückt wie eine Braut im Kirchstuhl? Und woget es nicht so schlank und zierlich, wie die Mädchen, wenn sie auf grünem Anger den Ringeltanz beginnen?

Aber seht, es ist auch zugleich ein Frauenkräutchen, und ein Sonntagspflänzchen. Aus ihm bereiten wir Weiber euch euren schönsten Sonntagsstaat, die reine erfrischende Leinwand. Dann, sagt ihr, es gemuth' euch, als ob ihr neu gebohren wäret.

Ja, sagten die Männer, es glänzet auch nichts so schön in der Kirche, als die saubere weiße Leinwand. Es ist kein eiteler Putz und Mode daran, sondern die schlichte, zierliche Reinlichkeit.

Die Frucht und der Schmuck der Arbeitsamkeit! – sagte die Meyerin.

Und das Sinnbild der fröhlichen Unschuld und Herzensreinheit, setzte der Meyer hinzu, – also recht geeignet zum Sonntagsschmucke. –

Darum trägt ja der Pfarrherr auf seinem schwarzen Rock, welcher andeutet, daß er allen irrdischen Glanz und Eitelkeit verschmähet, doch auch das weisse Befflein, zum Zeichen reiner Lehre und fröhliches Sinnes. –

Darauf sagte die Meyerin zu den Mädchen: Singet mir einmal das Flachsliedchen. Wir müssen hier bei meinem Feldchen nicht so trocknes Mundes vorüber gehn. Da sangen die Mädchen:

Der blühende Flachs

Auf, kommt in die Felder und blühenden Aun,
Das liebliche Pflänzchen der Mädchen zu schaun!
Es wächst und grünet so freundlich und zart,
Jungfräulich-bescheiden in eigener Art.

Laut rauschet vom Golde der Aehren das Land,
Still grünet das Pflänzchen in schlichtem Gewand;
Doch trägt es ein Krönlein von himmlischem Blau,
Des Krönleins Gestein ist der funkelnde Thau.

Erst barg es die Erde im kühligen Schooß,
Da zogen die freundlichen Lüftchen es groß.
Nun woget und wallet es lieblich und schlank.
Du Erde, ihr Lüftchen, habt freundlichen Dank!

Bald tragen wir sorglich das Pflänzchen hinein,
Dann schmückt es den Rocken mit silbernem Schein;
Wir singen zum tönenden Rädchen, und drehn
Die Fädchen wie Seide so glatt und so schön.

Wenn draußen die Felder erstarren von Eis,
Dann ruft uns das Pflänzchen zum traulichen Kreiß.
Jetzt blühend und grünend ergötzt uns sein Glanz!
Dann schlingt es uns selber zum blühenden Kranz.

Drum kommt in die Felder und blühenden Aun,
Das liebliche Pflänzchen der Mädchen zu schaun!
Es grünet und blühet so freundlich und zart,
Jungfräulich-bescheiden in eigener Art.

Geschichte von den Alphirten

In dem Schweizerlande giebt es ein hohes Gebürge, die Alpen genannt, dessen Spitze ragt weit über die Wolken hinaus, und ist mit ewigem Schnee und Eise bedeckt. Aber die Mitte des Gebürges ist reich an herrlichen, kräuterreichen Weiden, und rings umher wohnen Hirten. Die Kinder wachsen unter den Heerden auf, und lernen früh, sie klüglich regieren. –

So waren auch zwei Knaben, Lienhard und Wälty, Nachbars Kinder, deren Eltern wohnten am Fuße des Gebürges, und hatten jeglicher eine kleine Heerde. Auch war noch ein anderer Knabe, Namens Hannely, der wohnte ein wenig ferner; der pflegte auch mit ihnen zu weiden auf dem Gebürge. So zogen sie dann hinauf im Frühling und Sommer, Sonntags und Werkeltags auf die hohe Alp. Denn die Eltern besorgten die häuslichen Dinge, oder sie vermochten nicht, die Höhen zu ersteigen, wo die besten Kräuter wachsen.

Eines Morgens als der Tag dämmerte, zogen Lienhard und Wälty wieder hinaus auf die Alp. Sie harreten ein Weilchen unten auf der Matte, ob Hannely kommen würde; aber er kam nicht. Da sprachen die Knaben: Er wird wohl kommen! er weiß ja den Weg, wo er uns findet. Aber es ist Schade, daß er nicht bei uns ist, sagte Lienhard. Denn es ist Sonntag, und wir müssen den zusammen feiern, wie sonst. Aber ich habe auch noch etwas Besonderes vor.

Da fragte Wälty: Was ist denn das? Und Lienhard antwortete: Siehe, wir wollen uns ein Kirchlein bauen! – Da sprach Wälty: Wie mögen wir Knaben ein Kirchlein bauen? hätten wir auch Steine und Werkzeuge, so fehlet uns doch die Kraft und die Kunst dazu. Auch ist es ja Sonntag, da darf man nicht arbeiten!

Ein frommes Werk darf man wohl thun! antwortete Lienhard. Und es soll kein Kirchlein von Stein und Holz

werden, sondern wir bauen eines von Zweigen. Siehe drüben liegen noch Pfähle von einer verfallenen Sennhütte, die dienen uns zu Pfeilern.

Darauf machten sich die Knaben an die Arbeit, und sprachen: Wie wird sich Hannely wundern, wenn er das Kirchlein siehet! – Nun arbeiteten sie mit frischem Muth, und bald hatten sie das Hüttchen vollendet. Es stand auf einer hohen Alp in einem lieblichen Thal, das nur gegen Morgen sich eröffnete in eine unermessliche Aussicht; an der andern Seite strebten die Berge empor bis weit über die Wolken, und von oben glänzten die weissen Eismassen, jetzt erglühend im Strahl der Morgensonne.

Darauf pflückten die Knaben die herrlichsten Blumen des Alpgebürges, die goldfarbige und blaue Enziane, Aurikeln und Ranunkeln und andere, flochten daraus Kränze und Gewinde, und schmückten damit die Seiten ihres Tempelchens. Auch bauten sie einen Altar von Rasen und bekränzten ihn mit den schönsten Blumen. – Darauf warteten sie, ob Hannely käme. Aber er kam nicht. Nun schaueten sie von der Höhe hernieder, ob sie nicht seine Heerde von ferne sähen; aber sie sahen keine Heerde und keinen Hirten. –

Endlich hörten sie von fern aus dem Dörflein das Sonntagsglöckchen läuten. Da sagte Lienhard: Komm Wälty, jetzt ists auch unsre Zeit, ins Kirchlein zu gehn. Nun trieben sie die Heerde in das Thal nahe bei dem Hüttchen, und sagten zu den Schaafen und Ziegen: Graset nur fein, und seydt stille! wir müssen ins Kirchlein gehen! Als sie nun hereintraten, nahmen sie ihre Käppchen ab und setzten sich auf ein Bänklein, und saßen ganz still und andächtig ein Weilchen, und es wurde ihnen eigen und heimlich. Denn das Morgenlüftchen spielte in die Blätter des Kirchleins, also daß es leise säuselte; dazu tönete das Glöckchen aus der Ferne. – Die Knaben aber beteten heimlich in ihren Herzen.

Darauf flüsterte Wälty zum Lienhard: Könnten wir auch ein Liedlein singen. Da sagte Lienhard: Wir wollen das Apliedlein singen! das ist gut dazu. Darauf sangen die Knaben

Das Alplied

Auf hoher Alp
Wohnt auch der liebe Gott,
Er färbt den Morgen roth,
Die Blümlein weiß und blau,
Und labet sie mit Thau.
Auf hoher Alp ein lieber Vater wohnt.

Auf hoher Alp
Von kräuterreichen Höhn
Die Lüftlein lieblich wehn,
Gewürzig, frei und rein.
Mags auch sein Odem seyn?
Auf hoher Alp ein lieber Vater wohnt.

Auf hoher Alp
Erquickt sein milder Strahl
Das stille Weidethal;
Des hohen Glätschers Eis
Glänzt wie ein Blütenreis.
Auf hoher Alp ein lieber Vater wohnt.

Auf hoher Alp
Des Gießbachs Silber blinkt;
Die kühne Gemse trinkt
An jäher Felsen Rand
Aus seiner hohlen Hand.
Auf hoher Alp ein lieber Vater wohnt.

Auf hoher Alp
In Schaaren weiß und schön
Die Schaaf und Zieglein gehn
Und finden's Mahl bereit,
Daß sich ihr Herze freut.
Auf hoher Alp ein lieber Vater wohnt.

Auf hoher Alp
Der Hirt sein Heerdlein schaut;
Sein Herze Gott vertraut;
Der Geis und Lamm ernährt
Ihm auch wohl gern bescheert.
Auf hoher Alp ein lieber Vater wohnt!

Als sie das Alpliedlein ausgesungen hatten, nahmen sie Blumen und streuten sie auf den Altar, als ein Zeichen ihrer Dankbarkeit. Darauf kehrten sie zu ihren Heerden zurück, die am Abhang ruhig weideten. Als sie nun in das Thal herunter sahen, erblickten sie ganz unten eine kleine Heerde. Da riefen sie: Das ist Hannely's Heerde! Wir wollen hinunter, und ihn holen, daß er nicht allein weide, und damit er unser Kirchlein schaue.

Als sie nun unten kamen, sahen sie, daß nicht Hannely, sondern dessen Vater die Heerde weidete, und sie wunderten sich, und fragten: Wo ist Hannely? Da sprach der Vater: Er lieget im Bett und ist krank. Darum weid' ich die Schaafe, aber ich darf nicht ferne gehen von der Heimath, denn die Mutter ist betrübt.

Da sprachen die Knaben einmüthig: Wir wollen die Schaafe hüten, als ob es unsere eigene wären, bis Hannely wieder wohl ist. –

Also übernahmen sie die Heerde, und der Vater kehrte froh zur Heimath. Die Knaben aber gedachten nun, daß Hannely so gern Erdbeeren äße, und nun giengen sie und sammelten die würzigsten und reifsten, die auf der Alp wuchsen, und flochten ein Körblein aus Halmen,

das füllten sie bis oben an. Und als sie nun am Abend von der Alp kamen, und die Heerden heimgeleiteten, gingen sie beide zu Hannely und brachten ihm das Körblein mit Erdbeeren, und ein Blumenkränzlein lag darüber. Da freuete sich der kranke Hannely über die Maßen, und er aß von den Erdbeeren und genaß in kurzer Zeit. Lienhard aber und Wälty sagten: »Wir haben einen schönen Sonntag gefeiert! –« Und hier ist die Geschichte aus, die der Vater erzählte.

Aus »Apologen und Paramythien« (1810)

Vorbericht

Hiemit erscheinet ein Hundert Dichtungen, die wir *Apologen* und *Paramythien* genannt haben, weil wir sie nicht anders zu nennen wußten. Und wenn ein verehrtes Publikum nichts gegen die Entstehung, Gestalt und Bildung dieser kleinen poetischen Wesen einzuwenden hat, so wird es sich ja gerne die unschuldigen Nahmen gefallen lassen; vor allen, da der letztere von einem Manne stammt, dessen wir Deutsche mit Freude und auch mit Wehmuth gedenken. Die Verlagshandlung meinte, der Titel würde für viele unverständlich seyn. Es ließ sich nach des Verfassers Meinung nichts besseres und leichteres darauf antworten, als: tant pis pour eux et tant mieux pour Vous! Eine Antwort, die eben so sehr alles weitere Fragen und Antworten abschneidet, als sie schlechterdings unübersetzbar ist. Uebrigens heißt Apologen soviel als Fabeln; und Paramythien sind Paramythien. – Man findet sie in diesem Büchlein von verschiedener Art, und verschiedenem Styl; gereimt und ungerimt.

Ich wollte wir könnten es deutlich sagen, was wir mit diesen Dichtungen wollen und wollten. – Sie sind größtentheils von selbst entstanden, wie die Parabeln; einigen, die einen andern Ursprung haben, wird man es schon ansehen.

Herder sagt, die Fabel wolle durch die darin handelnden Naturwesen die moralischen Gesetze der Schöpfung in ihrer innern Nothwendigkeit zeigen – und es sey in der Fabel, als ob der Schöpfer durch alle Stimmen der Natur geböte, was schon der Mensch sich selber gebietet. – Dies ist auch meine Meinung und Ansicht. – Es war auch unstreitig die Meinung der Alten, obwohl sie dieselbe mehr fühlten, als deutlich dachten und vielweniger Vorberichte darüber schrieben. So wie der höchste Zweck aller Kunst Darstellung des Uebersinnlichen ist, so ist es auch der Zweck der Fabel. Die Fabel ist gleichsam die Exposition eines Drama, welches die Erhabenheit der Freiheit über die Naturgesetze darstellt. – Die Natur zeigt in allen ihren Erscheinungen überall das Gesetz der *Nothwendigkeit*, dem sie dienet, – insofern wir nemlich die Erzeugniss der Natur mit dem Namen der Schöpferin selbst belegen, wie gewöhnlich geschieht. Trennen wir aber die Schöpferin von dem Geschöpf mittelst der Phantasie, welche dem Todten Leben, der Materie Geist verleihet, – denken wir die Natur als ein Wesen, das alles hervorbringt, auferzieht und besaamet; so erblicken wir in allen ihren Erscheinungen neben der Nothwendigkeit die *Freiheit*. Sie zeigt diese zuweilen in solchem Maaße, daß es Uebermaaß und Willkühr scheinen könnte – oder es ist vielmehr ein Kampf gegen – und ein Triumph über die Nothwendigkeit, die sie in ihren Fesseln zu halten sucht. Wenn wir Blüthen, Früchte und Blätter unter einander vergleichen, so sehen wir, daß die Natur nicht blos das Ungleichartigste zusammenstellt, sondern auch aus einander hervorbringt.

Aus dem stachlichten Rosenstrauche zwischen den gezackten Blättern wächst die Rose; aus der weißen Blume die rothe Erdbeere; zwischen den glatten Nadeln der Tanne der rauhe Tannzapfen. Wenn es nicht das tägliche Anschauen dieses ewig wiederkehrenden Gesetzes der Nothwendigkeit wäre, so würden wir über diese Freiheit erstaunen.

Sirach hat Recht, wenn er sagt, es sey immer eins gegen eins, und zwei gegen zwei. In der Natur ist ein unaufhörliches Kämpfen – die entgegenstrebenden Kräfte bringen ein drittes hervor. Es ist Kampf der Nothwendigkeit und Freiheit – die höhere Entwicklung kann nur durch Gewalt geschehen. Dies zeigt sich schon im Keim der Pflanze, welcher die Hülse zersprengt, zuweilen sie wie eine Exuvie emporhält, und immer vernichtet. – Die Bildung jedes Blatts ist ein neuer Sieg über die widerstrebende Centripetalkraft der irdischen Pflanze; die Bildung der Knospe und Blüthe der Triumph des Pflanzenlebens. Wie viele Kräfte von innen und außen müssen wirksam seyn, ehe sie dieses gewinnt! So ist es auch mit dem Menschen. Ehe er sich selbst zu dem Höchsten auf Erden, zur sittlichen Würde und Freiheit erheben kann, muß die Natur ihren Kampf bestanden haben – sie muß durch einen wunderbaren Streit der Säfte die Periode der Mannbarkeit herbeigeführt haben. Es brauset und gähret in dem Jüngling, selbst die Stimme schwebet bald hoch, bald niedrig, – zwei Stimmen kämpfen mit einander, bis die ernstere den Sieg gewinnt. Wo Kampf ist, da ist auch Freiheit, und Freiheit ohne Kampf ist in irdischen Wesen nicht gedenkbar.

Diese Freiheit der Natur – ein Analogon der sittlichen – zeigt sich auch darin, daß die Natur oft, gleichsam spielend und scherzend, von ihren festbestimmtscheinenden Gesetzen abweicht, blos um davon abzuweichen. So macht sie es bei einigen Pflanzen unmöglich, daß der

Blumenstaub zur Pistille gelange. Sie gebraucht aber, damit er dennoch dahin gelange, die Hülfe und den Dienst gewisser Insekten, die ihn dahin fördern müssen, sie mögen wollen oder nicht. Ebenso muß jeder Vogel sein eigenthümliches Nest bauen, als ob dadurch die vielseitige Kunstfertigkeit der alten holden Mutter beurkundet werden sollte.

So ist in der Natur neben der Nothwendigkeit die Freiheit, und diese zusammen erzeugen die *Zweckmäßigkeit* der äußern Form ihrer Erzeugnisse und Erscheinungen, oder ihre *Schicklichkeit*. Die Farbe des Himmels und der Erde und der Morgenröthe beruhet auf eben so ewigen und unabänderlichen geistigen Gesetzen, als das harmonische und disharmonische Verhältniß gewisser Töne. Und so wie im Großen, so auch in dem Kleinen und Einzelnen der Natur. Ueberall eine abgemessene und richtige Tongebung in Farbe und Gestalt. Der Schönheitssinn der Menschen hat in allen Zeiten die Rose als eins der schönsten Naturerzeugnisse im Pflanzenreich anerkannt. Aber nicht blos die Blume ist schön, sondern auch der ganze Strauch hat eine Beziehung auf die Blume, eben den Charakter, den er haben mußte. Eben das dunkle Grün der Blätter schickt sich am besten zu dem sanften Roth der Blüthe, so wie auch die blasser gefärbte Rose hellere und gleichsam gefirnißte Strauchblätter hat. Das hie und da hervorschimrende matte und grasartige Roth an den Zweigen und Stacheln verkündet, wie eine Morgenröthe, das aufblühende Leben der Blume. Der zartgezackte Rand und die ganze Form des Blatts contrastirt sanft mit der runden Form der Blumenblätter, und die spitzen schön gestalteten Stacheln mit der Unschuld der Blume. Man denke, ob sich wohl etwas daran verschönern ließe, und frage dann, ob nicht ihr Charakter darunter leiden würde? Und so ist es mit allen Blumen. So steht auch der Geruch der Blumen si-

cherlich in einem eigenen Verhältnisse zu ihrem Charakter – er ist mancher Blume das, was der Gesang den Vögeln. –

In den Gewächsen und auch größtentheils im Thierreich *spricht* die Natur durch die Gestalten. Diese sind immer wahr, angemessen und charakteristisch. So haben die Giftpflanzen eine auffallende Gestalt. Der dicke Stamm des Stechapfels hat eine schmutzige Stahlfarbe, wie ein Schlangenbauch; der Hyosciamus in seinen behaarten Blättern und in der Blüthe ein heuchlerisches, lichtscheues Ansehen. Der Eichbaum verschmäheth eine auffallende Blüthe, seine Frucht hat eine schöne, wie gegossene, derbe Gestalt. Die Blüthe des Weinstocks verliert sich unter den großen Blättern, und verräth sich nur durch den zarten lieblichen Duft. Die künstliche Frucht ist das Große, was der schwache Stamm im Stillen hervorbringen will. Darum verhüllet er die Blüthe. – So auch im Thierreich. Wenn die Phantasie einen König des Thierreichs zu bilden hätte, sie würde einen Löwen mit Mähnen und Schweif bilden. Dem Tiger und Panther stehen die Flecken wohl, und dem Iltis und Marder die lange schleichende Gestalt.

Auf eine andere Weise gab die Natur ihren Geschöpfen ein besonderes Gepräge durch die Töne, die sie aus ihnen hervorgehen läßt. Ein einfacher und unartikulierter Laut erregt schon eine dunkle Vorstellung von dem Charakter des Wesens, aus welchem er kommt. Selbst die Pflanzenwelt hat in dieser Hinsicht eine Art von Sprache. Das zitternde Säuseln der Pappel oder Espe hat etwas eigenes, was auch das lateinische *Populus* und deutsche *Pappel* durch den Laut andeutet. Was von dem Volke gilt – *mobilis turba* – läßt sich auf den Baum gleiches Namens anwenden, so wie im Deutschen *Wolke* und *Volk* einen ähnlichen Laut haben, in welchem Bezeichnung liegt. Wie schön paßt das gleichtönige *Säuseln*

der Fichte zu der melancholischen Gestalt dieses Baumes. Ein geübtes Ohr würde die meisten Bäume an dem Säuseln ihres Laubes erkennen.

Aber noch viel charakteristischer ist der Laut der empfindenden Geschöpfe, der Thiere. Das Quaken der Frösche ist ganz dem Wohnort und Wesen dieser Thiere angemessen. Und mit welcher Mühe wird ihre Wasserpoesie hervorgebracht! Die Natur läßt sie, wie zum Spott, zwei große Blasen, gleich Distillirkolben, aus dem Munde hervortreiben, um dadurch ihr unkünstlerisches Getön zu bewerkstelligen. Zu solcher Liebe paßt freilich solcher Gesang. Aus dumpfigen Sümpfen und Löchern tönet das Geseufz der Unke, ein trübseeliger, banger Laut. Besonders zeichnet sich unter den Amphibien die Schlange durch ihr Zischen aus. Dieses eigene Thier ist seit den ältesten Zeiten als Symbol der List, Klugheit und Falschheit angesehen, und mehr gefürchtet als verehrt worden. Die Natur gab demselben zu seiner seltsamen Bewegung – welche in der Wellenlinie des Bauchs und dem Vorstrecken des Kopfs die List mit der Kraft verbunden andeutet – die spitze schwarze pfeilförmige Zunge, die es zitternd, wie ein Flamme, hin und herbewegt, und dadurch den zischenden Laut. In diesem Zischlaut liegt etwas auffallend significatives, Spott und Hohn – der Charakter der listigen Bosheit, die ihres Zieles gewiß ist. – Wunderbar ist die Laune der Natur, womit sie der Klapperschlange noch außerdem das raselnde Gewächs an den Schweif schuf. Ueberhaupt ist das Volk der Amphibien ein häßliches, mag es noch so sehr mit bunten Farben geschmückt seyn – und wenn es die Absicht der Natur wäre, nur das Schöne hervorzu bringen, so möchte man in Linne's Vorwurf einstimmen, daß sie sich dieser Geschöpfe nicht sonderlich zu rühmen habe. Aber sie wollte alle Arten von Leben und Charakteren darstellen.

Die Insecten sind mehrentheils stumme Thiere. Sie sind auch größtentheils von den untersten Dienern der Natur, die meist an der Zerstörung arbeiten. So geziemet ihnen die stumme Arbeit. Nur einige sind hiervon ausgenommen. Die Schmetterlinge – ein schönes Symbol der veredelnden Natur sind mit herrlichen Farben geschmückt. Sie sind zu geistige Wesen, als daß ihnen ein Laut angemessen wäre. Den Arbeitern im Holzwerk (den Termiten) gab die Natur einen Laut zu ihrer Arbeit, mit abgemessenem Rhythmus, weshalb das Volk einen Wahrsagergeist in ihnen ahndet (Totenührchen). Merkwürdig ist, daß die Natur den Insekten, die aus den Blumen Wachs und Honig bilden und in einem wundersamen Staatenverein leben, mehrere besondere Laute verlieh, welche die besondere Ereignisse ihres Staates andeuten. Es ist bekannt, daß die Bienen, wenn sie z. B. schwärmen wollen, oder wenn ein Krieg beginnt, dieses durch eigenthümliche Laute ankündigen. Unstreitig haben sie noch mehrere Laute, die ihnen in ihrem Gemeinleben statt der Sprache dienen, oder vielmehr ihre wirkliche Muttersprache ausmachen. Ihr Summen z. B. in einem blühenden Lindenbaum ist wie ein stillfröhlicher Pään, der die Arbeit beflügelt.

In wärmern Gegenden lebt das Insekt, welches die Griechen *Tettir* nennen, eine Cikadenart, die im Laube der Bäume versteckt einen angenehmen Laut von sich giebt. Anakreon nennt sie die Geliebte der Musen und des Apollon, und beinah den Göttern gleich. Sie lebt vom Thau, sagen die Alten, und ist eine Freundin der Ackerleute, die ihr kein Leides thun, die süße Prophetin des Sommers, Homer vergleicht die liebliche Stimme Nestors mit dem Laut der Cikade. – Die Natur gab diesem Thierchen in seiner zarten Stimme, die es ohne Eigennutz zur Freude der Menschen und um ihrer selbst willen, ertönen läßt, etwas Göttliches und Idealisches, was

die kindlichen Menschen des Alterthums richtig auffaßten.

Vor allen merkwürdig in Rücksicht der Töne, die die Natur den Thieren verlieh, sind die Vögel. Welche unendliche Abstufungen zwischen dem Gekrächz des Raben bis zum Gesang der Nachtigall! Die Raubvögel haben einen widerlichen, oft furchtbaren Ruf. Es ist die Stimme blinder Leidenschaft. Der Uhu, diese seltsame gravitatische Nachtgestalt, hat zu seinem heulenden und quickenden Geschrei noch das wunderliche Blasen empfangen, wodurch er seinen einsamen Sitz im verfallenen Gemäuer nicht ohne Grausen kund thut. Es paßt zu der ganzen Figur des Lieblings der Minerva. Die Krähen, Dohlen, Elstern und ihres Gleichen charakterisiren sich durch ihr Gekrächz und Geschwätz als gemeine Thiere, wie sie denn auch billig von altersher dafür geachtet worden. Welch ein Unterschied zwischen dem Girren der Turteltaube, dem Tschirpen des unzüchtigen Sperlings und dem dummen Geschnatter der Ente! Tausendfach sind die Laute in diesem Gebiete des Thierreichs, überall sprechend und voll Bedeutung dem der die Sprache der Thiere versteht.

Vor allen hat die Natur die Stimme der Singvögel zu schönem Gesang veredelt. Auch hier sind viele Abstufungen. Einigen gab sie nur einen einzelnen melodischen Laut, oder einen einfachen musikalischen Satz, den sie unaufhörlich recitiren; z. B. der Meise, die damit den Frühling ankündigt und zugleich ihr eigenes lebhaftes und flüchtiges Wesen; andern verlieh sie ein fröhliches ungeordnetes Geschwätz; der Amsel den kräftigen Waldgesang; der Lerche die besondere Kraft, himmelanstrebend in den Wolken ein Jubellied zu singen. – Und welche Wundermelodie vertraute sie der zarten Brust der Nachtigall? In keinen andern Vogel legte sie des Göttlichen so viel. Seine Laute sind wie Töne aus einer andern Welt. Darum bekleidete auch die Natur dieses Vöglein

mit keinem Schmuck; seine Gestalt und Farbe sind die einfachsten, und sein Aufenthalt das dunkle Gesträuch. Es ist als ob die Natur den bestimmten Vorsatz oder Eigenwillen gehabt hätte, hier in der reinen Stimme, dem zartesten ihrer Erzeugnisse neben dem Lichte, das Göttliche ohne alle Zuthat auszusprechen. – Sonderbar ist es auch, daß die Natur dem kleinsten deutschen Vöglein, dem Winterkönig, einen sehr hellen Gesang verlieh, welchen es in Regen und Sturm, ja im stärksten Frost und Schneegestöber absingt, wobei es sich mit in die Höhe gerichtetem Schwänzlein auf den Spitzen der Häuser und Bäume lustig herumdrehet. Es soll den Muth in kleiner Brust andeuten, daher auch die Volksstimme seit Alters her sagt, es streite mit dem Adler. Die Laute des Vögleins sind muthig und getrost und seinem Wesen besonders angemessen. Und so ist es mit allen Vogelstimmen. Wie sollte es anders seyn? Die Natur erschaffet nichts ohne besondere Absichten, und es ist immer in ihren Schöpfungen und Gaben ein wohlberechneter Zusammenhang, wenn auch das menschliche Auge aus Unachtsamkeit oder aus Schwäche denselben nicht überall und sogleich erkennt.

Ueberhaupt jedes Thier hat seinen bestimmten Charakter, oder irgend einen Charakterzug, den wir ihm ausschließlich und vorzugsweise beilegen. Ja dieser Zug ist oft so bestimmt, daß alle Völker seit den ältesten Zeiten sich nicht kürzer glaubten ausdrücken zu können, als wenn sie einen Menschen mit einem Thiernamen bezeichneten. So hieß Nero ein Tiger, Herodes ein Fuchs. – Die Benennung Hund und Hundegesicht war eben so gut in dem Munde der homerischen Helden als unsers Volks. Der Löwe war selbst in den Weissagungen der Propheten das Bild der höchsten Kraft und Großmuth. –

Vor allen bezeichnet die Gestalt und das Wesen der Säugethiere einen hervorragenden Charakterzug, z. B. der

Löwe Kraft mit Kühnheit und Großmuth, der Elephant Kraft mit Milde und Weisheit, das Roß Kraft mit Schnelligkeit und edlem Anstand und Muth, der Tiger Kraft mit Grausamkeit, der Stier Kraft von Wuth aufge-
regt ohne Besonnenheit, der Wolf Kraft mit niedrigem Eigen-
nutz und List u. s. w. Hiezu denke man sich die Ge-
stalt, den Blick und das Angesicht, die Mähne und den
Schweif des Löwen – die Brust und den Hals des Pferdes,
den gestreiften oder fleckigen Pelz des Tigers und Leo-
parden, bis zu der schwächtigen und schleichenden
Schlangenfigur des Iltis und Marders. Das Einzelne ver-
eint sich zu dem Gantzen, um jenen bestimmten Aus-
druck zu vollenden, den Jeder leicht auffaßt und emp-
findet, wenn er ihn auch nicht in Worten darzulegen
weiß.

Daß nun aber auch die Natur von diesen den innern
Charakter bezeichnenden Zügen die Stimme nicht aus-
geschlossen habe, läßt sich erwarten. Man kann den Laut
keines einzigen Landthiers schön nennen, wie dieses bei
den Luftthieren der Fall ist – aus dem Grunde, den Pla-
ton im Timäus anführt, weil überhaupt die Landthiere
ein unedleres Geschlecht sind, deren Seelen ehemals ir-
disch gesinnt waren, weßhalb sie auch ihre Häupter ab-
wärts zur Erde neigen und vielfüßig sind. So ist auch die
Stimme keines einzigen Landthieres schön oder ange-
nehm zu nennen, wohl aber ist sie dem Naturell jedes
Thieres angemessen. Das erschütternde Gebrüll des Lö-
wen verkündet den König der Thiere. Wie sollte aus der
plumpen Masse, die den Leib des schwarzblutigen Bären
ausmacht, etwas anders als ein dumpfes Brummen her-
vorkommen können? Das Wiehern des Rosses, des edel-
sten unter allen Thieren, gehört zu den sprechendsten
und kräftigsten Lauten der thierischen Brust. Es bezeich-
net den fröhlichsten Muth und ein kräftiges Lebensge-
fühl. In der Höhe mit Jubiliren beginnend, endet es mit
einem erschütternden tiefen Laut aus dem Innern der

Brust. Es ist dem Menschen ein eigenes Gefühl, hinter dem aufgehobenen Haupt desselben das Zittern seines Geschreis in allen Gliedern zu fühlen! – Neben dem Pferde schuf die Natur, gleichsam zum Spott oder dem Roß zu Ehren – den verächtlichen Esel, ein zwar sehr nützlich, aber in allen Körperverhältnissen, äusserst mißgestaltetes, und von Gemüth träges und heimtückisches Thier. Zu dem Häßlichen seiner Figur gab ihm die Natur das häßlichste Geschrei, das mit Gewalt und Anstrengung herausgepreßt Jedermanns Ohr aufs höchste beleidigt und woran kein Ende ist. So begabte sie hinwiederum das unsaubere gefräßige Schwein, – dessen Gestalt und Bildung in den Anfängen der einzelnen Gliedmaßen etwas verspricht, und in der Vollendung nichts leistet, – mit dem grunzenden Nasenlaut und gelendem Gequack. Die gutmüthige Kuh spricht ihr phlegmatisches Naturell in dem tiefen empfindungslosen Gebrüll aus, und das klagende Geblöck des Schaafes deutet seine Schwächlichkeit an, so wie das Mäckern des Geisbocks seinem albernen Muthwillen wohl anstehet. Kurz, man wird überall finden, daß die Natur in der Wahl dieser Töne nicht ohne Rücksichten verfuhr, sondern sie jedesmal dem Instrument, aus welchem sie kommen, wohl und weislich anpaßte.

Und so hat denn die Natur die höchste aller Ideen, nemlich die Freiheit, *symbolisch* in Wesen dargestellt, die derselben nicht empfänglich sind, sondern unter dem Zwang einer unerbittlichen Nothwendigkeit stehen. Und so sind diese symbolische Wesen nun fähig, in der Welt der Phantasie als handelnde Personen aufzutreten und ihre Rollen zu spielen. – Freilich aber nur in der Welt der Phantasie. Denn diese, nicht minder Schöpferin als die Natur selbst, identificirt sich in den apologischen Dichtungen mit der Natur, als mit einem gleichfalls geistigen und göttlichen Wesen, – und betrachtet (um es den Verständigen kurz zu sagen) die Form als

eine silberne Schale, die *nothwendig* den goldenen Apfel enthalten und ihm sich anschließen muß. Hierin liegt der Grund der *innern Nothwendigkeit* der Lehre, welche die apologischen Dichtungen anschaulich machen, und die Herder als ihren Hauptcharakter und Vorzug angiebt.

Aber darin bin ich nicht mehr Herders, noch auch meiner eigenen (in der Vorrede zu den Parabeln und an einem andern Ort*) geäußerten) Meinung, daß die Fabel nur einen allgemeinen Erfahrungssatz oder eine praktische Lehre anschaulich machen könne. Ich glaube, daß sie auch das höchste geistige Leben darstellen kann, da sie ja die Blüthe alles geistigen Lebens, die Freiheit, darzustellen vermag. Und eben darum mein' ich auch, die Fabel wieder in ihre poetischen Rechte eingesetzt zu haben, die Aristoteles und Lessing ihr versagen wollten.

Merkwürdig ist es, daß die Apologen vor allen in solchen Zeiten gedichtet und geliebt wurden, wo es dem Menschen noth that, sich seiner Freiheit bewußt zu werden. Darum beziehen sich so viele Apologen auf Politik.

Man nehme die Fabel Jothams (Richter 9, 8.), die des Propheten Nathan, des Hesiodus u. a. Aesop war ein phrygischer Slave. Sokrates übertrug im Gefängniß die Apologen Aesops in ihr ursprüngliches rythmisches Maaß. Die Fabel des Menenius Agrippa entstand im Tumult des ersten römischen Bürgerzwistes; Phädrus lebte zur Zeit des Tiberius und Sejanus, und Luthers Lieblingslectüre waren Aesops Fabeln. – Es ist, als ob ihnen die Welt der Fabeln als ein Asyl erschienen wäre, wo die Idee der Freiheit unantastbar von der Nothwendigkeit bewahrt würde.

Zu dieser Welt der Fabeln gehören alle von der Natur oder von der Phantasie erzeugte Wesen, so lange sie

*) Ueber den Geist und die Form der evangelischen Geschichte.

nemlich noch in ihrer Herrschaft und Beschränkung leben. Auch hier berühren sich die äußersten Enden; – die Naturreiche und das Reich der Phantasie, Pflanzen und Thiere – und Götter. Wo letztere handeln, heißt die Dichtung eine Paramythie. In der Mitte zwischen beiden stehen Kinder und rohe Menschen, bei welchen die Freiheit noch nicht zum Bewußtseyn gelangt ist. Denn wo dieses statt hat, da fällt die Nothwendigkeit weg, und so können nicht diese, wohl aber jene als handelnde Personen in den Apologen auftreten. Jam satis. Das Büchlein sah mich an, als ob es nach einer Vorrede verlangt hätte. Ich habe ihm mehr als zuviel gegeben.

Kettwig, im Sept. 1809.
Der Verfasser.

1. Der Hamster und die Lerche

Ein Ungewitter zog mit Donner, Sturm und Schlossen
Daher; es lag zerknickt die hohe Halmensaat,
Und banges Schweigen ruht auf Höhen und Gefilden,
Doch im Gewölk erscholl der Lerche wirbelnd Lied.

Und singend schwebte sie aufs Saatenfeld hernieder.
Da kam aus seiner Höl' ein Hamster und begann:
Sprich, wie vermagst du noch in solcher Zeit zu singen?
Verderben siehst du hier; die Zukunft dräuet Noth – –

Die Lerche sprach: vom Staub uns Himmelan zu heben,
Ward uns Gesang und Flügelschwung gegeben –
Sieh, durch die Wolken bricht des Himmels Strahl hervor.
So sang die Lerch' und schwang von neuem sich empor.

3. Der junge Adler

Es wollt' einmal ein junger Adler sich
In seiner Herrscherwürde sehen.
Er ließ demnach sofort ein königlich
Edikt durch sein Gebiet ergehen,
Worin bei schwerer Pön befohlen ward,
Daß alle Vögel nur auf eine Art
Nach einer Weise sollten singen.

Man staunte und begann. – Es wollte nicht gelingen.
Mein Himmel! rief ein aufgeklärter Staar,
Der weit und breit gereiset war,
Wie kann der König unsern Kehlen
So etwas Tolles anbefehlen?
Fürwahr er macht uns noch Gesang und Lust zur Plage,
Und – singt doch selber nicht! –

Freund, fiel die Amsel ein,
Das möchte wohl auf deine Frage
Die allerbeste Antwort seyn. –

10. Der Negersklave und die Larve

Ein Negersklav' auf einem Kirchhof fand
Einst eine Larve. Lange stand
Er sinnend da. Zuletzt mit scheuer Hand
Hob er sie auf und sprach: Wo kommst du her?
So glatt, so grinsend und so leer – –
Ei doch, es wird – nun fällt's mir ein –
Es muß des Pflanzers Schädel seyn!
Er war nicht Bein von unserm Bein –
Ha! wie er noch der Qualen lacht,

Die seine Geißel uns gemacht! –
Still, daß er nicht vom Tod' erwacht!

Der Schwarze sprach, und warf mit Graus
Die Larve in das Schädelhaus.

15. Der Ziegenbock und der Hofhund

Ein Ziegenbock betrat mit hoher Gravität
Den Meierhof, wo schon das andre Vieh
Versammelt war, und wie ein Völkerhirt
Des Griechenheeres schritt er auf und ab.

Man sah ihn schweigend an. Er aber that
Sein wohlbehaartes Mundwerk auf und sprach:
Ich wäre wohl des Hofes Herr und Fürst,
Wenn dem Verdienst der Ehrenkranz gebührt.
Seht hier an meiner Stirn den hohen Hörnerschmuck,
Der Krone gleich, ein Zeichen meiner Kraft.
An meinem Kinne schaut den langen weißen Bart,
Der Würd' und Weisheit sicheres Symbol!
Leicht ist mein Schritt, und wenn der Lenz erscheint,
Die hohe Zeit, wo alles sich vermehrt
Dann duft' ich lieblich, gleich wie Eigenlob!
Fiel ihm der Hofhund ein, und faßt' am Bart
Den Helden. Dieser ließ des Kinnes halbe Zier
Zurück und floh zum Stall. Der Hof erscholl
Von lautem Beifall um des Barts zersausten Raub.

Das Räucherwerk, das man sich selber streut,
Wird doch zuletzt und immer zu Gestank.
Das zeigt euch der Fabel weises Wort.

16. Der Schmetterling und das Johanniswürmchen

Aus einem Blumenkelch sah einst mit Ruh
Ein Schmetterling den luft'gen Tänzern
Von einem Schwarm Johanniswürmchen zu.

So solltet ihr bei hellem Tage glänzen,
Begann der Schmetterling, fürwahr,
Dann würd' euch lauter Beifall kränzen!

O nein, antwortete vergnügt der Tänzer Schaar,
Muß nicht der Sonne hohem Glanz und Pracht
Sogar das Heer der Himmelslichter weichen?
So würd' auch unser Licht vor ihrem Licht erleichen.
Drum tanzen wir bei Sternenschein und Nacht!

So sprach der Schwarm, und strebte mit den Schwänzen
Stets glänzender zu glänzen. –

Der Demuth und Bescheidenheit
Gewand ist oft des Dünkels Feierkleid.

20. Der Löwe und der Esel in der Gefangenschaft

In Fesseln ward ein Löwe fortgezerrt,
Und neben ihm ein Esel eingesperrt.
Verzweiflung flammte aus des Löwen Blicken,
Er stieß sein Haupt und schlug den gelben Rücken.

Befremdet schaute ihn sein träger Nachbar an
Und sprach: Mein Freund, was man nicht ändern kann,
Das sollte man geduldig tragen.
Was frommet dir dein Zürnen und dein Klagen?

Dir mangelt nichts; man kommt dich zu besehn;
Man staunt dich an; man nennt dich groß und schön,
Und reichet dir des besten Fleisches Fülle. --
Verstumme! sprach darauf des Löwen Zorngebrülle,

Wer, unterjocht, der Freiheit nicht begehrt,
Ist auch der Antwort nicht des Freien werth!
Mit Sklavengeist zum Sklaventhum gebohren,
Geht ihm der Sinn des Würdigen verlohren!

23. Die Königswahl der Thiere

Da König Löwe starb; da kamen um zu wählen
Die Reichsmagnaten all' aus ihren Hölen
In Afrika zum Thiersenat.
Ein Urangutang hielt dem König eine Rede,
Erzählte seinen Ruhm, und sprach von mancher Fehde
Und mancher großen edlen That.

Jedoch – so fuhr er fort, seit langen Jahren haben
Nur Löwen uns beherrscht; sind denn Regentengaben
Allein ein Vorrecht seiner Art?
Berechtigt Muth und Kraft und scharfe Klauen und Zähne
Nicht ebenwohl zum Thron den Tiger, die Hyäne,
Den Panther, Bär und Leopard?

Der Schmeichler fand Gehör; man nahm dem Löwensohne
Das Recht zum Thron, und gab dem Leopard die Krone;
Der Elephant nur widersprach.
Wahr ists, ihr habt des Löwen Zahn und Krallen! –
Allein euch hat des Schmeichlers Wort gefallen –
So steht ihr ihm an Weisheit nach.

Wie mögen die des Staates Ruder lenken,
Die einem Utang Lob und Beifall schenken?

So sprach der weise Elephant.
Man höhnte sein, jedoch nach wenig Wochen
Ward über ihn der Bannfluch ausgesprochen,
Und unterm Druck erlag das Land.

32. Aesop und der Esel

Zu jenem Phryger, dem die seltne Göttergabe
Verliehen ward, den Sinn der Thiere zu ergründen,
Und das in tiefer Brust verschloßne Wort zu deuten,
Trat selbstgenüßlich einst ein alter grauer Esel.
Ich komm', o weiser Mann, begann er, meines Volkes
Bewunderung und Dank und Ehrfurcht dir zu zeugen,
Daß du, der Annalist des großen Thiergeschlechtes
Und seiner Thaten, auch der unsrigen gedachtest.
Wenn irgendwo durch dich der Muth des Löwen glänzet;
Wo stolz und kühn der Hirsch sein ästiges Geweihe
Erhebt, der Adler rauscht, das Roß den Boden stampfet,
Der Hund die Heerde schützt, da handelt und erscheinet
Fast immer auch ein Glied von unserm hochgeehrten
Gesipp. Das thut uns wohl in unserm stillen Leben, –
Drum bring ich dir den Dank im Nahmen meines Volkes.

Ich mag nicht eures Danks, antwortete Aesopus,
Viel lieber wär' es mir, ich brauch't' euch nie zu nennen.
Allein, wenn irgendwo das Treffliche sich zeigt,
Begegnet stets in euch und andern eures Gleichen
Mir die Erbärmlichkeit zugleich auf allen Wegen.

38. Die Gänse, die Enten und der Schwan

Ein Dutzend Gäns' und Enten schwammen
Am Ufer eines Teichs beisammen,
Da rudert' auch ein weißer Schwan
In stiller Majestät heran.

Ei sehet doch, wie der sich brüestet!
Hub itzt ein Entchen an, mich lüset,
Den Stolzen näher zu beschauen:

Wie dünkt er sich so wunderschön!
Als trotzt' er Goldfasan und Pfauen --
O! zischt ein Gänschen, laßt ihn gehn
Man kann ihn nur zur Hälfte sehn;
Doch weil ich's einmal sagen muß --
Was man nicht sieht, -- ein Schwanenfuß --

Ja, ja! fiel nun ein Entchen ein,
Sein Fuß muß zum Entsetzen seyn!
Ei! schnatterte die ganze Schaar,
Man sieht es ja ganz sonnenklar!

* * *

Wer andrer Ehre kühn benagt,
Und keck den frechsten Tadel wagt,
Braucht nicht um Beifall bang zu seyn;
Der große Haufe stimmt mit ein.

50. Die Nachtigallen und die Pfauen

Um seinen Landsitz schuf ein reicher Mann
Sich einen Park von mancherlei Gehölz,
Ein murmelnd Bächlein floß im stillen Hain,
Doch hörte man seit langer Zeit nicht mehr
Der Nachtigall erfreulichen Gesang.
Denn im Gebüsch versteckt beschlich sie oft
Des Hofes Katzenvolk und würgte dann
Der Sänger frommes Paar zusammt der Brut.

Die Nachtigall entfloh. – Des Hofes Herr
Befahl dem Gärtner nun, mit Kunst und Fleiß
Die Sängerin zu locken ins Gebüsch.
Er gieng und bot ihr Köder dar, und sprach:
Wo findest du ein kühleres Gehölz,
Als diesen Park, das klare Bächlein beut
Dir seinen Trank, und Echo harret dein.

Umsonst! die Nachtigall blieb unbewegt.
Denn im Gebiet der finstern Tyrannei
Kann nicht des Liedes freie Kraft gedeihn. –

In seinem Park hielt sich der Reiche nun
Der bunten Pfaun' laut schreiendes Geschlecht.

52. Der Falk und der Reiher

Ein Edelfalk bekämpft' in hoher Luft
Den Reiher. Endlich fiel gelähmt und blutend
Der letzte in des Jägers Hand. Da sagte
Der Reiher: Ach, wie kannst du deine edle
Natur so sehr verläugnen, daß du selbst
Dein eigen Volk bekämpfend, es der Herrschaft

Des Menschen übergiebst? Was hat dich denn
Zu solcher That und schnödem Sinn bewogen?

Der Falke seufzt' und sprach: Die eigne Knechtschaft!
Man fieng mich auf, man legte mich in Fesseln
Und blendete mein scharfes Augenlicht –
So mußst' ich nun im engen Dunkel hausen;
Mir schwand der Freiheit göttlich Hochgefühl
Und kühner Muth – an dessen Stelle trat
Der kleine Sinn und niedre Eigennutz,
Der nach Genuß und eitelm Lobe strebt.
Halbfrei entließ man mich zur ersten Beize;
Der Weidmann pries des Flugs gewandte Kraft
Mit feilem Wort; so kam ich tiefer stets
Ins Sklavenjoch – ach! höre auf zu fragen.

Der Reiher sah den Falken an, und sprach:
Wohlan, ermanne dich noch jetzt, zerbrich
Die schnöde Schmach der Knechtschaft! Auf, und wage
Nur frei zu seyn! dein Leben ist gewonnen.

Der Edelfalk stand schweigend. – Plötzlich scholl
Des Falkners Ruf – er zitterte; zum zweiten
Erscholl der Ruf. – Mit Blitzesschnell' entflog
Der Sklave nun zu neuem Fang und Mord.

63. Die Schwalben und die Philosophen

Fürwahr, sprach eine Schwalb', ich hätte nie gedacht,
Daß wir bei euch so hoch in Ehren
Und Ansehn stehn. Ihr disputirt mit Macht,
Wie wir des Winters uns erwehren.
Der eine schreit: Sie schlafen in den Teichen!
Ein andrer schwört: Sie ziehen fort in großen Schwärmen –

Ich sah sie selber streichen!
Kurz, ihr erhebt ein solches Lärmen
Um uns, daß wir aus eurem Streit
Jetzt eure Gunst, und unsre Wichtigkeit
Mit Dank erkennen und verehren. –

Wie! fiel der Mensch der Tochter Progne's ein
Ihr wähnt, daß wir um eurethalben
Uns streiten! – O ihr arme Schwalben!
Ob euer altes Volk und Reich
Sich selbst zernichte oder mehre,
Das gilt uns allen völlig gleich;
Denn unser Zweck ist einzig unsre Ehre.

65. Der Britte und der Indier

Wo vom Gebirg und schroffem Felsgeklüfte
Der Niagarastrom durch die erschrocknen Lüfte
Mit Donnersturm hernieder schäumt und stäubt,
Daß sein Getös die Völker rings betäubt –
Hier stand ein Meer-durchspäh'nder Britte
Und sah des Stromes Sturz tiefsinnend an,
Da trat zu ihm aus seiner Hütte
Ein Indier und sprach: Willkommen, weißer Mann,
O laß auch mich die weisen Lehren,
Die jetzt dein kluges Herz dir sagt,
Ich bitte dich, von deinen Lippen hören!
Der Britte sprach unwillig: Mir behagt
Nicht eures Stroms gewaltig Toben,
Das ihm die Bahn durch Felsen bricht.
Warum, anstatt zerstäubend hier von oben
Zu stürzen, schmiegt sein harter Sinn sich nicht
Vor diesem Fels, und läßt zu seinen Füßen
Durchs ebne Thal sein breites Wasser fließen?

Dann prangten Schiff in seiner stolzen Fluth,
Und brächten euch der Ferne Frucht und Gut. –

Doch betete auch dann, mein kluger Britte,
Vor seinem Strom des Landes freier Mann
Den großen Geist noch an? –
Antwortete der Wild' und gieng in seine Hütte.

67. Jupiter, Minerva und Bacchus

Von des Olympus Höhen sahn die Götter,
Versammelt um den alten Weltbeherrscher,
Zur Erd' hinab, der Thiere zahllos Heer
Und ihr Gewimmel rings umher betrachtend.

Da sprach zu Zeus die ernste weise Tochter:
Dürft' ich dein Werk zu tadeln mich erkühnen,
So bät ich dich, vertilge das Geschlecht,
Das von Arachne stammt, der frechen Dirne,
Die mir zum Trotz die zarten Fäden wob,
Den Himmlischen es gleich zu thuen wähnend.
Vertilg, o Zeus, das schnöde Raubgewürm!
Verfolgt nicht ihre blinde Wuth
Mein fleißig Volk, die arbeitfrohen Bienen?
Entstellt nicht das Gespinnst der Brut
Altär' und Tempel, wo die Sterblichen uns dienen!

So zürnt' Athenä und der ewig heitre
Kronion schwieg und schaute die Versammlung.
Da trat hervor der jugendliche Bacchus
Und sprach: Fürwahr da wären meine Reben
Von Fliegenschwärmen bald verheert –
Arachne's Kinder sollen leben!
Sie sind mir mehr als deine Bienen werth! –

So zürnten sie. Da lächelte der Vater
Und sprach: Ihr übertreibt auf beiden Seiten,
Du Tochter, deinen Haß; du, Sohn, den Schutz –
Athenä läßt vom alten Groll sich leiten,
Und Evan, du vom Eigennutz.
Sagt, wollt ihr, statt ihn klug zu sichten,
Den Waizen mit dem Lolch verstreun?
Man muß um andre recht zu richten,
Selbst frei von Leidenschaften seyn.

75. Zeus und die Löwin

Warum versagtest du, sprach eine Löwin, mir
Die gelbe Mäh'n', o Zeus, des Mannes Stolz und Zier?

Sie zeigt dir, sprach der Gott, des Gatten Kraft und Trutz,
Und bürgt dir seinen Schirm und Schutz.
So trägt er nur die Mähne dir zu Ehren. –
Dir ward das Größere verliehn:
Bemähnte Löwen zu gebähren
Ist dein Beruf und Werth. Wohlan denn, fühle ihn!

84. Der Tiger, der Leopard und der Löwe

Der Tiger und der Leopard vereinten
Sich einst, den Löwen zu bestehn,
Und alle Thiere harreten und meinten,
Den Untergang des Löwenreichs zu sehn.

Der Kampf begann. Die fürchterlichen Katzen
Bestürmten ihn mit blinder Wuth.
Laut knirrschte das Gebiß, wild starreten die Tatzen,
Die Zungen dursteten nach Blut. –

Der Löwe stand – sein ernster stiller Blick
Verkündete die Ruhe seiner Seele.
Die Feinde lagen mit zerschmettertem Genick,
Er aber gieng in seine Höle.

Seht, sprach ein Elephant, die stille Kraft
Verdient zu herrschen und zu siegen!
Dem Geist gebührt der Preis. Die Leidenschaft
Muß vor der Ruh' erliegen.

88. Ceres und die Kornblumen

Die milde Ceres sah ein Aehrenfeld
Mit Lust, da sprach zu ihr, das Heer der blauen
Cyanen: Warum ließ dein Wink uns blühn,
O Ceres, wo das Land von Aehren starrt?
Des Segens Menge nur berechnet hier
Der Erde Sohn, uns schauet er nicht an.
So gieb auch uns ein kornbelastet Haupt –
Wo nicht, so laß uns einsam irgends blühn!

Nicht doch, ihr Kindlein! sprach der Göttin Mund,
Hier in der Aehren rauschendem Gewoge
Zu blühen, wurdet ihr von mir ersehnt.
Des Nutzens ja bedarf es hier nicht mehr,
Viel höher ist, o Kindlein, euer Ruf.
Als Priester stehet ihr im Volk der Aehren,
Nicht rauschen sollt ihr, sondern fröhlich blühen,
Ein frommes Bild der stillen Heiterkeit;
Drum hab' ich euch ein himmlisch blaues Kleid
Zu eurem Priesterschmuck verliehen.
Frohlockend wird die Schnitterin euch pflücken,
Am Aerntetag die Stirn mit euch zu schmücken!

89. Der Fuchs und der Iltis

Es hatt' ein Iltis eine Gans gefangen,
Er trug sie fort mit vieler Müh.
Zu rechter Zeit kam Reineke gegangen.
Ei, speisest du nun gar solch grobes Federvieh?
Sprach er den Räuber lächelnd an.
Ich meinte nur die zarte Taube
Sey deine Kost. Fürwahr, ich glaube,
Du hast zum Nothbehelf den Schreier abgethan.

Ja wolltest du zwei Küchlein dafür geben,
Begann der Iltis, – gäb ich sie wohl hin.
Freund, zwei! ich will dir fünfe geben,
Rief Meister Fuchs, so wahr ich ehrlich bin.
Mit Freuden ward der Vorschlag angenommen.
Und Meister Fuchs – er soll noch wiederkommen.

* * *

Wer schnell und mehr, als du verlangst, verspricht,
Hat Lug im Herzen – trau ihm nicht!

90. Der Affe und der Indianer

Eine Rotte Affen fand
Einen Baum, der im Gebiet
Eines armen Hindu stand.
Sie bekamen Appetit,
Und ein Utang klomm hinan.
Dieser warf dem Nebenmann
Die geraubten Aepfel zu,
Der dem nächsten. So im Nu
Gieng es durch die Reihe fort

Bis zu einem sichern Ort,
Wo ein alter Affe stand,
Der von seiner Brüder Schaar
Zum Empfang verordnet war.
Jetzt kam auch der Hindu, fand
Seinen lieben Baum fast leer,
Fleht' und bat den Räuber, der
Auf des Baumes Spitze saß.
Doch umsonst! er pflückt' und fraß
Ungestört, und höhnte sein
Zähnefletschend obendrein.

Hörst du, sprach der Hindu, nicht
Auf mein Flehen, Bösewicht,
Glaub' es nur, dann räch' ich mich –
Dein Gebieter strafe dich!

Narr! rief einer aus der Schaar,
Der zunächst beim Führer war,
Narr, wo hast du den Verstand? –
Sieh! hier geht es Hand in Hand!

102. Der Schmetterling und die Biene

Ein Segelvogel ließ, gelockt von süßen Düften,
Sich auf der Blume Kelch im Sonnenschein hernieder,
Mit seines Fittichs Glanz die Blumenkron' umhüllend.
Im tiefen Kelche saß geschäftig eine Biene,
Den gelben Blumenstaub für ihre Zellen sammelnd.

Als nun die Blume sich beschattet neigt' und wankte,
Erhob die Sammlerin ihr ernstes Haupt und sagte:
Unthätig Volk du schwärmst und schwebst in Blumendüften,
Und nutzlos schwindet dir, und andern auch, dein Leben.
Betrachte mich, und nimm dir unsern Fleiß zum Muster!

Wir sammeln emsiglich aus Blüten Wachs und Honig,
So geben wir dem Herrn der Erd' ein lebend Bildniß
Der regen Thätigkeit und eines Bürgerstaates,
Wo weise Ordnung herrscht und Kunstfleiß klüglich waltet!
Vermöchtet ihr, vereint das Nützliche zu wirken,
Und mit dem leichten Flug die Arbeit zu vereinen,
Ihr trüget nicht umsonst der Flügel Glanz und Schim-
mer!

Antwortend sprach darauf der leichte Segelvogel:
wir sammeln nicht, wir sä'n und ärndten nicht, wir geben
Dem Sterblichen ein Bild von einem höhern Leben!

Er sprach und hob sich nun auf ausgespannten Flügeln
Vom bunten Blumenkelch empor zur Himmelsbläue.

107. Die Nympe und die Nachtigall

Warum tönt, o Philomele,
In des Haines stillen Schatten
Wehmuthvoll dein Lied und klagend?
Haben nicht vor allen Sängern
Dich die Musen hochbegabet
Mit des Liedes heil'gen Tönen?
Warum tönt, o Philomele,
Wehmuthvoll dein Lied und klagend?

Also sprach des Haines Nympe.
Und die Königinn der Lieder
Sang in süßen Klagerönen:
In des Haines dunkeln Bogen,
Die erfreulich mich umblühen,
Wo die Himmlischen gewogen
Mir des Liedes Kraft verliehen,
Fühl ich nur in ihrer Nähe

Meine Fern, und ihre Höhe;
Und des Liedes leise Welle,
Die vom Himmel ich empfahen,
Wünscht, der ewig heitern Quelle
Alles Guten sich zu nahen.
Darum tönst, holde Nymphe,
Wehmuthvoll mein Lied und klagend.

Aus: »Das Wörtlein Und. Eine Geburtstagsfeier«
(1811)

Vorspiel

»Ein Buch schreiben, ist – wie ein Lied zwischen den Zähnen brummen.« – Dieses Motto umfaßt für den, der es versteht, alles, was vom Ursprung, Inhalt, Werth und Zweck dieses Werkchens, und für dasselbe kann gesagt werden. Der Leser muß aber in so fern musikalisch seyn, daß er irgend ein Liedchen oder Marsch oder Tanz zwischen den Zähnen brummen oder pfeifen nicht bloß kann, sondern auch oftmals, z. B. im Dunkeln, oder in ernstesten Angelegenheiten, oder indem er den Sternenhimmel ansieht, wirklich brummt oder pfeift. – Bei solchen ist dem Wörtlein UND nicht bange.

»Geh – sagte der Onkel Toby eines Tages zu einer übergroßen Brummfliege, die lange um seine Nase gesummt und ihn während der ganzen Mahlzeit auf das grausamste gequält hatte – und die er nach unzähligen Versuchen endlich erhaschte – ich will dir nichts zu leiden thun, sagte Onkel Toby, indem er sich von seinem Sessel erhob und durch die Stube gieng, die Fliege in der Hand – ich will dir kein Haar auf deinem Haupte krümmen – geh, sagte er, indem er das Fenster aufschob und die Hand öffnete – geh, armer Teufel, und mach dich fort,

warum sollt' ich dir wehe thun? – diese Welt ist gewiß weit genug, um dich und mich zu fassen.«

Aber die heimlichen Richter, welche überall auf rother und schwarzer teutscher Erde ihre Schöpffenstühle haben, und wie die Spinnen ihre Netze um sich herausspannen werden dem Wörtlein UND auflauern, und wenn auch aus keinem andern Grunde, als weil es *teutscher* Art ist, das »Wehe« darüber ausrufen. Ich halte es für meine Schuldigkeit, das kleine Geschöpf, das ich hervortreten lasse, in meinen Schutz zu nehmen und zu vertheidigen. Und wie könnte, nach den Erfahrungen neuester Kriegskunst, dieses besser geschehn, als dadurch, daß ich geradezu offensiv verfare? Die Defensive der Antikritik kommt immer zu spät. Da ich nun selbst zu der Zahl der unsichtbaren Richter zu gehören die Ehre habe, und folglich ihre Positionen und schwache Seiten kenne, so will ich sie, was mir, wie ihnen, ein Leichtes wäre, nicht mit grobem Geschütz angreifen, sondern nur, nach strategischem Ausdruck, sie *amüsiren*. Ich will ihnen zuvorkommen und ihren ganzen Operationsplan aller Welt offen darlegen.

Wie Yorik in seinem Desobligeant die Reisenden, so kann ich eben so gut in meinem Lehnstuhl die heimlichen literarischen Schöpffen classificiren und auftreten lassen, um so mehr, da beide die Aehnlichkeit haben, daß sie auf fremdem Gebiet suchen, was ihnen selbst fehlt.

Es giebt demnach

Müßige (idle)	
Spürende (inquisitive)	
Lügende (lying)	Kunstrichter.
Stolze (proud)	
Eitle (vain)	
Milzsüchtige (splenetic)	

Dem *müßigen Kritiker* wird es ergehen, wie dem gleichbenahmten Reisenden bei Yorik, der sich wundert, wie eine Vorrede könne in einem Desobligeant geschrieben werden – er wird sich wundern, wie das Wörtchen UND mit solchem Gefolge und Gebehrden auftreten könne. Wollte ich ihm nun sagen, das Wörtlein UND sey vor dem Richterstuhl der Vernunft so gut wie jedes andre deutsche oder griechische Wort, wenn es auch mit noch so viel Sylben prange, – und, es sey noch strittig, wer am besten für seine Unsterblichkeit gesorgt habe, ob der Alexandriner, der nichts weiter that, als daß er ein Strichelchen über einen Buchstaben in der Ilias setzte, oder der Architekt, der ein steinernes Ausrufungszeichen, nemlich den Straßburger Münsterthurm auf dem Erdball hinpflanzte – alles dieses wird den *müßigen Kritiker*, der nur zum Zeitvertreibe richtet, nicht bekehren. Genug, daß ich ihn abgewiesen habe.

Der *spürende, inquisitorische Schöppe* geht schärfer zu Werke. Er wird nach der Entstehung dieses exegetisch-psychologisch-moralisch-ästhetischen Werkes fragen. Er wird fragen: Ob Herausgeber etwa in früheren Zeiten Exegetica gelesen, seine ihm einwohnende Exegese aber, vielleicht durch die Zeitumstände in Ruhestand versetzt, bei herannahendem Sommersemester sich in ihm, wie ein gewisses Sehnen in der Rosinante des Ritters la Mancha, gereget, und endlich diese Wasserlohde hervorgetrieben habe. – Ist er in England gewesen und hat dort die Hahnenkämpfe, das Pferderennen und das Certiren der fetten Ochsen unter dem Schutz des Herzogs von Bedford, oder gar in Newgate den Wettlauf der humanen Thierchen gesehen, die den Gefangenen bis in die finstersten Kerker begleiten – so wird er sagen: es ist höchst wahrscheinlich eine Wette! – Oder fällt ihm die Bemerkung des Grafen Rumford ein, nach welcher aus einem Stückchen Eisen, 1 Sous an Werth, 70,000 Spi-

ralfedern, oder ein Geldwerth von 35,000 Guineen gewonnen werden kann; so wird er fragen, ob die Be- und Zerarbeitung des Wörtleins UND vielleicht ein ähnlicher Versuch sey? – wogegen Herausgeber, bei gleichem Erfolg, nichts einzuwenden haben möchte. Und – wäre es denn eine größere Sünde und Schande, ein solches Wörtchen, als einige Millionen lebendiger Kokons in den glühenden Ofen zu stecken, abzuhaspeln, auszuspinnen und zusammenzuweben, um – das irdische Leben damit zu kleiden und aufrecht zu halten? Warum soll denn der Wortfabrikant nicht eben so gut wie der Wurmfabrikant sein Brod und seinen Wein verdienen, und der Mann von der Feder so gut wie der Mann vom Leder sein Metall samt Schlacken und Anhang zu Tage fördern dürfen? Soll der, dem die Natur Witz und Laune und Musik verlieh, nicht eben so gut eine Kopfsteuer verlangen dürfen, als der, der im Kopf und Herzen nur das Einmaleins trägt? Oder ist dem Geistes-, wie dem bürgerlichen Adel der Handel untersagt? Das würde für diesen kein Lob seyn, Herr Inquisitor! So muß man die Fräglar abweisen.

Mit dem *lügenden* Kunstrichter mag ich nichts zu schaffen haben. Er wird die ganze Geburtstagsfeier für ein Märchen, ja, Dichtung und Lüge für einerlei halten; er wird fragen, wo die Unkenburg liege, und wenn man ihm sagte, nahe bei dem Dörflein Ulubris; so wird er es doch nicht glauben, weil er sich selber nicht glaubt. Auf eine Lüge, sagt ein altes Sprüchwort, gehört eine Ohrfeige, und diese, sagt man, habe die Eigenschaft, den Kopf zurecht zu setzen. Vielen unserer heimlichen Schöpfer könnte man nichts besseres wünschen, als eine hülfreiche Hand, die ihnen diesen Dienst erwiese.

Der *stolze* Richter wird sich ereifern, daß einem so kleinen Wesen so viel Ehre angethan wird. Er wird keine Antwort hören wollen, und wir lassen ihn mit hoher Nase vorüberziehn.

Der *eitele* wird sagen, der Herausgeber habe seinen Witz, Scharfsinn und Gelehrsamkeit zeigen wollen, das sey aber keine Kunst, wenn man so auf seinem Steckenpferdchen in allen Weltgegenden und Fächern umhervagire. Ei nun! warum sollte es denn einem Autor versagt seyn, zuweilen eine Straußenfeder aufzustecken, oder eine Ausstellung seiner Kunstsachen zu veranstalten, wäre es auch nur, wie auf dem Berliner Christmarkt, Tand für Kinder, wenn er nur Niemand zwingt, davon zu nehmen, was ihm mißfällt!

Der schlimmste Richter kommt zuletzt, der *milzsüchtige*, der aus »Körper- und Seelenschwäche« (infirmity of mind and body), um nach Tisch eine Gemüthsergötzung zu haben, sich auf den Schöppestuhl setzt. Er wird alles ohne Ausnahme anders haben wollen, als es ist, und das Ganze für Unsinn erklären. Gut! Aber warum ereifert er sich darüber? Er bedenke doch, daß jede Messe durch irgend einen influxus physicus oder harmonia praestabilita ihr Contingent Nonsens liefern muß! Warum will er denn dem Wörtlein UND zürnen, daß eben aus diesem, sey es durch innere oder äußere Nothwendigkeit, der Knorren oder Schwamm hervorwachsen mußte. Ist er ein Naturphilosoph, so nehme er das Ganze für eine Blase, die das Universum hervorgetrieben, oder für eine Warze, die auf dem großen Weltthier, neben andern Beulen und Warzen, emporgewachsen ist! Dann wird er sich nicht ärgern, und wir sind geschiedene Leute.

Den *empfindsamen* Kritiker, den harmlosesten von allen, der sich nur bei dem Worte Unkenburg und durch einige humoristische Einfälle gekränkt fühlt, wird hoffentlich das Ende besänftigen.

Und? – wie, wenn nun dieses ganze opus exegetico-philosophicum nur allein deßhalb und zu dem Zwecke geschrieben, gedruckt und dem ehrsamem Publicum über-

geben worden wäre, um – bei dem angedroheten Untergang eines politischen Blattes – eine alte Presse und einen grauen Setzer bis zu ihrem beiderseitigen Ende in der süßen freundlichen Gewohnheit ihres harmlosen Wirkens zu erhalten? –

[Eine Erzählung des Forstrats]

So wiederholen sich in jedem Menschenleben die ABERs, und kommen Einem grade da in die Quere, wo man es am wenigsten vermuthete, und zerstören die geliebten und sorgsam gepflegten UNDS, ehe man sich dessen versiehet. Welches noch so einfache Menschenleben hätte nicht Ereignisse aufzuweisen, die dieser Wahrheit zum Belege dienen können? So meinte ich auch einmal Ministre des mines, des eaux et des forêts zu werden und so ungefähr die Hauptstücke der Welt zu dominieren. Ich war im Auslande; man hatte mich meinem ehemaligen Landesherrn empfohlen. Ich wurde hinbeschieden. Ich konnte die Zeit nicht abwarten, bis der Schneider die neue schwarze Levantine fertig hatte. Ich zog sie an, stellte mich vor den Spiegel, und nannte mich ganz leise: Ihre Excellenz. Darauf packte ich die Levantine ein, und fort zur Residenz. Ich meldete mich zur Audienz, und wurde auf den andern Tag beschieden. Der Hof, und noch mehr ich selbst, betrachtete mich schon als den Günstling des Fürsten. Aber siehe, in der Nacht kamen wichtige Depeschen; am Morgen war der Fürst fort, er hat sein Ländchen nie wieder gesehen; da saß ich mit meiner Levantine und meinen Hoffnungen. Indeß gieng ich auf den Markt, wo die Pferde der Landhusaren verkauft wurden. Sportwohlfeil, dünkte mir. Ich dachte an die Beschwerden der Postwagenreise, ich wünschte schnell das Land meiner gescheiterten Wünsche zu verlassen, ich hatte für einen Freund eine Summe Geldes

eincassirt, ich bot, ich hatte den Husarengaul, ließ abführen und wollte aufsitzen. Das erste ABER war, daß es entsetzlich schwer hielt, den Gaul aus dem Stall zu bringen. Ich hielt dies für Vaterlandsliebe und der Werth des Pferdes stieg in meinen Augen, es war mir beinah rührend; aber ich merkte nur gar zu bald nachher, daß es eine eigentliche Weltscheu war, wozu freilich der Gaul auch seine guten Gründe hatte, wie sich bald zeigte. Endlich gieng es zum Thor hinaus auf die Heide. Hier stand mein Gaul, wie angenagelt. Er wollte ein Bedürfniß befriedigen, aber vermochte es nicht. So mußte ich eine Stunde ihm zupfeifen, daß mir die Lippen wehe thaten. Endlich war auch diese Noth überstanden; im nächsten Dorf gab ich den Patienten dem Pferdearzt oder Hufschmied in die Kur, und hatte hier Zeit, meine Excellenz mit Muße zu betrachten. Den andern Tag sollte die Versäumniß nachgeholt werden, auch wollte ich dem innern Unmuth durch einen raschen Trab Luft machen. Aber nun keuchte der Gaul so entsetzlich, als ob er eine 12pfündige Kanonenkugel in der Gurgel gehabt hätte. Der nächste Hufschmied belehrte mich, daß es in der That eine Kugel jedoch nur eine Büchsenkugel sey, die, wie sich nachher erwies, ein Wilddieb dem armen Thier in die Luftröhre geschossen hatte, und die auch der Grund seiner Weltscheu und Stallliebe war. Jetzt seufzte ich, als ob ich nicht minder eine bleierne Kugel auf dem Herzen gehabt hätte, und so kam ich nach einer langen Reise unter Seufzen und Pfeifen endlich in der Heimath an. Ich hatte eine Levantine, und habe sie noch, aber ich war kein Maître des eaux et des forêts; ich hatte ein Pferd, aber das Pferd hatte zwei Gebrechen, ein natürliches und ein künstliches, und dazu die unüberwindliche Weltscheu und Liebe zum Stall. Das mir anvertraute Kapitalchen war hin. Ich mußte mich bei meiner Frau krümmen und biegen, wenn es mir nicht eben so gehen sollte, wie dem Jungen mit dem

Schock Brillen im Dorfprediger von Wakefield. Wozu nun die neue Levantine? sagte meine Frau, und mein Gewissen sagte dann leise aber viel bitterer: Und wozu das alte Pferd? – Kurz, meine Freunde, sagte der Forstrath, die Levantine hängt seitdem in meinem Kleiderschrank, – aber auch so thut sie mir die nehmlichen Dienste, wie Yorik seine Lorenzohose, nur auf etwas andere Art. Sie erinnert mich, auf die selbstgeschaffenen UNDs ein Auge zu haben, und der ABER's, die das Schicksal jenen entgegen zu stellen pflegt, eingedenk und gewärtig zu seyn. Das habe ich auch bisher gehalten, und zur Dankbarkeit heißt meine Levantine, die ich samt ihrer Geschichte meinen Knaben aufbewahren will, – die Lorenzohose. –

Die Gesellschaft lachte, und einige stießen an und riefen: Lorenzo! – andere: der Maitre des eaux et des forêts! –
[...]

Dieses ABER hat unser Freund in seiner eigenen Geschichte uns deutlich und schön dargestellt, und wenn er, durch Mißgeschick, statt des verdienten Ministerpostens nichts als die selbstgekaufte Lorenzohose davon trug, so haben wir uns Glück zu wünschen, weil wir sonst unsern Freund nicht in unserer Mitte sehen würden. Und ich denke, er selbst hat auch mehr dabei gewonnen, als verlohren.

Aus »Festbüchlein. Eine Schrift für das Volk.«
Bd. 3. »Das Neujahrsfest« (1819)

Der Weg, die Wahrheit und das Leben.

Du bist der Weg, die Wahrheit und das Leben.
Drauf hast du selbst uns, Herr, dein Wort gegeben.
O leite uns, die wir in Schwachheit wallen,
Und lehr' uns thun nach deinem Wohlgefallen.

Du bist der Weg. An deiner Hand wir finden
Die sichre Bahn zum Licht im Thal der Sünden.
Erhalt' uns stets, o Hirt voll Huld und Gnade!
Bei deiner Heerd' auf rechtem, ew'gem Pfade.

Du bist die Wahrheit. Gehn wir gleich im Dunkeln,
Doch muß dein himmlisch Licht uns freundlich
funkeln.

O bleibe bei uns; Herr, in Nacht und Schmerzen
Sey Du der Morgenstern in unsern Herzen.

Du bist das Leben. Ewig, himmlisch Leben
Wirst du, o Lebensfürst, den Deinen geben.
O hilf, bis wir zum Leben durchgedrungen,
Verklärt dich preisen, Herr, mit Engelzungen.

Aus »Bilder und Bildchen« (1823)

1. Die Stunden

Rastlos enteilet die Zeit, schnell fliehn die beflügelten Stunden;
Aber der Thätige weiß klüglich die schnellen zu fahn;
Sie umkreisen ihn nur; an die Winke des Weisen gebunden,
Streuen sie Blüten und Frucht ihm auf die rüstige Bahn.

3. Blick gen Himmel

Schimmern nur sehn wir von weitem, wie Fünkchen, die
leuchtenden Globen;
Ach, wie so fern ist das Unten der Erde vom himmli-
schen Oben!

4. Das Auge

Vielerlei siehet das Auge; nur Eins, es siehet sich selbst nicht,
Demuth, aufschauend zu Gott, bleibst du verborgen dir selbst.

5. Die Nacht

Tief umhüllet der Schleier der Nacht
Erdengerös' und Gewimmel;
Nun erglänzet in schweigender Pracht
Sonnenbesät der Himmel.

8. Schneegestöber

Siehe, die Jugend begrüßt lautjauchzend das Flockengewimmel;
Aber das Alter, es seufzt: Schneit' es doch Silber und Gold!
Jene mit einfachem Sinn empfähet als Gabe die Gabe;
Dieses bedenket allein sich und den irdischen Quark.

14. Das Blümchen

Blümchen hat wohl Geist und Sinn;
Fleisch und Blut sieht nichts darinn,
Schaut es an und riecht daran;
Mag es blühn, so gut es kann!
Wer mit Liebessinn es schaut,
Dem wohl neigt es sich vertraut,
Grüßet ihn mit sanftem Laut.

19. Standbild auf der Brücke

Ruhig steht er und hebt sein männliches Antlitz gen Himmel,
Unter ihm rauschet der Strom, Bild der verrinnenden Zeit.

24. Natur und Geschichte

Ja, Natur und Geschichte sind Spiegel der ewigen Gottheit,
Aber sie zeigen dir nur, wenn du sie kennest, ihr Bild.

60. Die Aesopische Fabel

Aehnlich der Weidmannslust scheint mir die äsopische
Dichtung;
Nur ist der Mensch hier zugleich birschender Jäger und Wild.

61. Fabel und Geschichte

»Schande! in der Fabel gehet thierisch er, der Mensch,
auf Vieren!« –
Nahm der Herr nicht des gefall'nen Nackten erstes Kleid
von Thieren?
Mensch, erkenn' in dir das Thier, mache deinen Stolz
zunichte,
Dann erscheint die Fabel dir als Gewand der Weltge-
schichte.

63. Der Affe

Dem Menschen gleichest du, abscheulich Affenthier! –
Mitnichten! – Leider nur, die Menschen gleichen dir.

76. Verklärung der Natur

Halmen und Blumen und Gras, Brod, Wein und die
Vögel des Himmels –
Alles verklärt uns der Herr, wandeln und schaun wir mit ihm.

198. Kindliches Zeitmaaß

Zeitmaaß künftiger Freud' ist dem Kinde sein Schlaf
und Erwachen;
Wohl dir, erwartest auch du kindlich den ewigen Tag.

Aus »Das Täubchen« (1826)

1. Das Morgenbrod

Setzet euch her, Kinder, und höret mir zu, sagte der Vater [...]:

Es war einmal ein Haus, ja Gottlob! es steht noch da, und ist ein schönes großes Schloß, und hat zwei Thürmchen und viel Fenster. Und damit ihr es kennt, wenn euch der liebe Gott, man kanns nicht wissen, auch einmal des Weges führt, will ich euer, jedem ein Bildchen schenken. Darauf steht es abgemalt. Dann, wenn ihr des Weges kommt, und es sehet, und habt es genug angeschaut, so sprecht von Herzen: Gott segne dies Haus, und was darin eingehet und ausgehet! – Darnach könnet ihr weiter wandern.

Fraget ihr: Warum sollen wir das Haus segnen? So sage ich: weil es ein gesegnetes Haus ist. Denn es haben fromme, liebevolle, barmherzige Menschen darin gewohnt, und viel Gutes gethan. Solch Haus ist wie ein Kirchlein, und so man es segnet, empfähet man sein Theil mit von dem Segen; denn Segen und Dank kehren wieder zurück zu dem Menschen. Nun, in dem großen Hause wohnte auch eine liebe fromme Mutter, die war eine Gräfin, und hatte einen lieben Sohn, der hieß Alfred, und war meist bei der Mutter; denn der Vater hatte viel Geschäfte. Und er erzählte der Mutter Alles, was er gelernt, und was er gesehen und gethan hatte.

Eines Morgens, es war im Frühling, als die Nachtigallen schon anfangen zu schlagen, kam Alfred von außen, und trat in das Zimmer der Mutter, sein Morgenbrod zu essen. Da sagte die Mutter: Wie ists, mein Kind! du bist draußen gewesen und hast die Lerchen und Nachtigallen gehört, und ist ein so schöner Morgen. Nur du siehst mir nicht so heiter aus, wie der Frühling und der Himmel! Ja, Mutterchen, sagte der Knabe, es mag wohl seyn. Ich war drüben an dem Berge, auf der Landstraße, da kam ein Bauerknecht mit einem schweren Karren voll Steinkohlen, nur mit einem Pferde bespannt, den Berg hinan. Und er zerschlug das Pferd ganz jämmerlich, und fluchte dazu auf das arme Thier, dem der weiße Schaum vom Bug floß. Das konnte ich nicht so ansehen, und sagte ihm, es sey unbarmherzig, daß das arme Thier in einem Othem den schwerbeladenen Wagen hinaufziehen solle. Darauf nahm ich einen Stein, hieß ihn halten, und legte den Stein unter das Rad. Da schien er sich zu schämen, und ließ das Pferd sich verschnauben, und nun gieng es in drei Absätzen den Berg hinauf. Das war ja recht und gut, Alfred, sagte die Mutter; aber welches ist denn dein Verdruß dabei? O Mutter, antwortete der Knabe, daß es Menschen giebt, die ein armes Thier so zerquälen können, wie dieser. – Armes Kind, sagte die Mutter, wirst noch in deinem Leben manches Andere erfahren müssen! Aber siehe, fuhr sie fort, der Mensch ließ sich doch sagen. Wer weiß, ob er nicht von Kind auf unter dem Vieh gelebt hat, und ist kein freundlicher Mensch zu ihm gekommen, und hat ihm das Herz geöffnet, und zu ihm geredet von Gott und dem Heilande, und von dem Glauben und von der Liebe. Vielleicht warest du der Erste, der ihn auf sein Herz und Thun aufmerksam machte. O, liebe Mutter, sagte Alfred, ich habe es ihm auch längst vergeben. Aber ich dachte eben daran, was unser alter Kutscher mir einmal erzählte, Er sagte, wenn ein

Pferd so hart mißhandelt und übertrieben werde, also daß ihm die Kraft ausginge, da neigte es seinen Kopf zur Erde und weine dicke helle Thränen, wie ein Mensch, und es müsse einen Stein erharmen, sagte er; und er selbst habe es gesehen, und möchte um aller Welt Schätze nicht eine solche Thräne auf seiner Seele haben.

Er hat Recht, sagte lächelnd die Gräfin, der gute Alte, aber das trifft ihn nicht. Hat er doch immer das Sabbathgesetz, das auch des Viehes sich erbarmet, für seine Thiere, soviel als möglich, in Anspruch genommen.

Meine Geschichte auf der Landstraße ist noch nicht aus, fuhr Alfred fort; ich hatte auch noch eine Freude. Nachdem jener erste Karren den Berg erstiegen hatte, kamen bald darauf, als ich hinuntergieng, drei andere Kohlenwagen auch den Berg hinan. Die Pferde hatten es so sauer, wie jenes. Aber die Fuhrleute trugen jeder einen Stein in der Hand, und stemmeten, wenn die Pferde alle ihre Kraft anstregten, ihre Schultern hinten an den Wagen, und schoben nach aus allen Kräften. Und dann, nach einem Absatz, standen die Pferde von selbst, und flugs lagen die Steine unter dem Rade. So giengs lustig hinauf. Ich hätte mögen meine Schultern mit daran setzen!

Nicht wahr? sagte scherzend die Mutter, das würden die Pferde gefühlt haben! Aber siehest du Alfred, du mußt die Menschen nicht Alle wie Einen, und den Einen auch nicht nach Einer That beurtheilen. An dem Einen magst du sehen, was aus dem Menschen wird, wenn ihm das Herz nicht aufgeschlossen wurde; an den drei andern, was in dem Menschenherzen liegt, und auch herauskommt, wenn es geweckt worden. Diese drei letztern waren schon andere Menschen, als der Erste; und dieser fing an ein anderer zu werden, als du mit ihm menschlich geredet hattest. Es kann ja seyn, und wir wollen es hoffen, daß die Barmherzigkeit gegen sein Thier länger

gewährt hat als auf der steilen Bergstrecke. So wäre ein Segen in deinem Worte. Hast ihm ja auch eigentlich ein Gotteswort, wenn auch nicht buchstäblich, verkündigt. Welches wäre denn das? fragte Alfred, und die Mutter antwortete: »Der Gerechte erbarmet sich seines Viehes; aber das Herz des Gottlosen ist umbarmherzig.« – Willst du zu diesem Worte des Herrn auch sein Gebot, so schlage die Bibel auf und lies: 2 Mos. 23, v. 5.

Der Knabe that, wie ihm seine Mutter gesagt hatte, und las: »Wenn du deß, der dich hasset, Esel siehest unter seiner Last liegen; so hüte dich, laß ihn nicht, sondern versäume gern das Deine um seinetwillen.« O, rief der Knabe, als er diese Worte gelesen, wie hat der liebe Gott die Thiere so lieb.

Darauf antwortete die Mutter und sprach: O, mein Alfred, mein geliebtes Kind, es kommt eine Zeit, da wirst du aus der Tiefe deines Herzens sagen: Wie hat der Herr die Menschen so lieb! – – Dabei zog sie ihn zu sich, drückte ihn an ihre Brust, und küssete ihn. Und Alfred war sehr ernst und bewegt, als er die Thräne in seiner Mutter Augen sah.

Nach einem Weilchen sagte die Mutter: Nimm dein Morgenbrod, und verzehr' es im Garten. Zugleich aber siehe zu, ob etwa der Nachtwind einen Blumentopf umgeworfen und richte ihn auf. Und Alfred that nach den Worten seiner Mutter, und gieng hinaus, und die Blumen dufteten, und die Nachtigallen sangen rings umher. Aber der Mutter Wort war ihm doch lieber, als Blumenduft und Gesang der Nachtigallen. Und Alfred war ein Knabe mit schönen Augen und guter Gestalt, und seines Alters neun Jahre oder zehn.

Nachwort

In die Literaturgeschichte ist der evangelische Theologe und Schriftsteller Friedrich Adolph Krummacher als Verfasser von in seiner Zeit viel beachteten Parabeln eingegangen. Bei Johann Wolfgang von Goethe fanden sie 1817 in einem kurzen Dialog zwischen ihm und Friedrich Wilhelm Krummacher (1796–1868) Erwähnung. Der Sohn Friedrich Adolph Krummachers berichtet, dass er sich in Jena aufhielt, wo er während eines Spaziergangs nahe der Stadt Goethe begegnete. Dieser fragte den Studenten der Theologie und Burschenschaftler nach seinem Namen. Nachdem er ihn genannt hat, wird das Gespräch zwischen Goethe und Krummacher fortgesetzt:

»Ihr Name ist mir wohlbekannt. Ist vielleicht der Verfasser der Parabeln Ihnen verwandt? Und als ich erwiderte: Derselbe ist mein Vater, Exzellenz! da sprach er das mich hoch erfreuende Urteil: Diese tiefen Dichtungen sind nach Inhalt und Form klassisch und überstrahlen die Herderschen.«¹

¹ Johann Wolfgang von Goethe: Gespräche. In: Johann Wolfgang von Goethe: *Gedenkausgabe der Werke, Briefe und Gespräche*. Hg. von Ernst Beutler. Bd. 23. Zürich, Stuttgart ²1966, S. 10 [Nr. 1356, 22. März / 8. August 1817]. Der Theologe und Lyriker Friedrich Wilhelm Krummacher wirkte als Pfarrer in Frankfurt a. M., Ruhrort, Barmen-Gemarke, Elberfeld, Berlin und Potsdam. Er war ein in seiner Zeit bekannter Prediger und Anhänger der Erweckungsbewegung. Goethe, der Krummachers Predigtsammlung *Blicke in's Reich der Gnade. Sammlung evangelischer Predigten* (Elberfeld 1828) rezensierte, kritisierte die Wirkung seiner Predigten als »narkotisch«. – Johann Wolfgang von Goethe: *Blicke in's Reich der Gnade. Sammlung evangelischer Predigten von D. Krummacher, Pfarrer zu Gemarke, Elberfeld 1828*. In: *Goethes Werke*. Hg. im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen. I. Abtheilung. Bd. 42. Erste Abtheilung. Weimar 1904, S. 16–19, hier S. 19. Zu

Mit diesem Diktum Goethes waren die literarische Qualität und der Rang der Parabeln Krummachers skizziert.

1808 hatte Jean Paul sie wohlwollend in den *Heidelbergschen Jahrbüchern der Literatur* rezensiert.² Überall spiegelte sich in den Texten »ein schön-warmes Herz« wider, oft seien sie »erhaben« und manche zeugten »von tiefem Sinn«.³ Der Rezensent hob die moraldidaktischen Ambitionen und die intendierten Leser Krummachers hervor. So halte beispielsweise die Parabel mit dem Titel »Die Lehre« eine »köstliche Lehre und Ironie für die Erzieher« bereit.⁴ Jean Paul empfiehlt die »von einem reinen und verständlichen Geiste beseelten Parabeln allen Müttern, statt der für Kinder unrein oder überklug angelegten Fabelbücher.«⁵ Für ihn gehören die Texte Krummachers zu den »Nachklängen der orientalischen Kinder-Poesie«:

»Das Erschauen des Geistigen im Leiblichen, dieses orientalische Beseelen, das Kinder wie Wilde schon für sich

Friedrich Wilhelm Krummacher sei nur verwiesen auf Hans-Henrik Krummacher: Friedrich Wilhelm Krummacher und die Religionskritik des 19. Jahrhunderts. In: *Pietismus und Neuzeit. Jahrbuch zur Geschichte des neueren Protestantismus* 31 (2005), S. 196–217.

² Jean Paul: Parabeln von Fr. A. Krummacher. (1808.). In: *Sämtliche Werke. Historisch-kritische Ausgabe*. Erste Abteilung. Bd. 16. Weimar 1938, S. 374–378. Zuerst in: *Heidelbergsche Jahrbücher der Literatur*. Erster Jahrgang. Erste Abtheilung. Theologie, Philosophie und Pädagogik. Zweytes Heft. Heidelberg 1808, S. 324–329.

³ Jean Paul: Parabeln von Fr. A. Krummacher (wie Anm. 2), S. 374–375.

⁴ Jean Paul: Parabeln von Fr. A. Krummacher (wie Anm. 2), S. 375.

⁵ Jean Paul: Parabeln von Fr. A. Krummacher (wie Anm. 2), S. 376.

im Leben treiben, ist die einzige dichterische Bildung, die Kindern heilsam zu geben ist. Auch ziehen sie die moralischen Wurzeln leichter aus solchen gedichteten Vorfällen als aus eignen erlebten.«⁶

Allerdings kritisiert Jean Paul die nicht selten plakativ herausgestellte, explizite Moraldidaxe der Parabeln und die geringe hermeneutische Kompetenz, die Krummacher den Lesern attestiere. Zu den Schwächen der Texte zähle »die häufige Vorsprecherei der Lehren am Ausgang«, diese seien »hingestellte Sittenpfähle oder Inschrifttafeln.«⁷ Eine derartige »Gängelung« des Lesers hält der Rezensent für überflüssig:

»Ist die Parabel rein geschliffen, so spiegelt und tönt sie ohnehin von selber das Geistige nach und vor; nur das stumme Vermalte nimmt aus Noth den sittlichen Denkkettel in den Mund. Konnte der Dichter das Schwierigere erfinden, nämlich zu einer Lehre die begleitende Geschichte und Natur: wie sollte dann dem Leser das Leichtere, nämlich die Lehre zur Geschichte, so schwer zu finden fallen? – Die ganze Weltgeschichte und Natur spricht uns als eine längere Parabel an, obwol jeden anders und mit Vieldeutigkeit; aber diese eben bleibt an der Miniatur-Parabel, sobald sie solche nicht anders als durch moralische Schluß-Buchdruckerstöcke zu heilen weiß.«⁸

Zu dieser »Nachsprecherei des *Vorgesungenen*« gehöre »das böse Loben und Nennen kindlicher Einfalt vor Kindern.«⁹ Mitunter werde die »orientalische Naivetät oder

⁶ Jean Paul: Parabeln von Fr. A. Krummacher (wie Anm. 2), S. 376.

⁷ Jean Paul: Parabeln von Fr. A. Krummacher (wie Anm. 2), S. 376.

⁸ Jean Paul: Parabeln von Fr. A. Krummacher (wie Anm. 2), S. 376.

⁹ Jean Paul: Parabeln von Fr. A. Krummacher (wie Anm. 2), S. 376.

Kindlichkeit in leicht abgelernten biblischen Wortfügungen gesucht, und doch wieder mit einem abstechenden Wort-Schillern unterbrochen.«¹⁰

Jean Paul moniert darüber hinaus, dass Parabeln Krummachers zu Weitschweifigkeit neigen und plädiert stattdessen für eine pointierende Kürze in der sprachlichen Gestaltung der literarischen Gattung.

Fast ein Jahrhundert später erwähnte Thomas Mann Krummachers *Parabeln* in seinem zuerst 1901 publizierten Roman *Buddenbrooks*. Sie erscheinen dort in einem unvoreilhaftem Licht, indem ironisch Kritik an unzeitgemäßen Texten geübt wird. Im Rahmen des Weihnachtsfestes findet eine Bescherung bei der frömmelnden und schrulligen Therese Weichbrodt statt. Sie verschenkte

»jedes Jahr einen neuen Teil ihrer bescheidenen Habligkeiten und baute unter dem Baume auf, was sie nur entbehren konnte: Nippsachen, Briefbeschwerer, Nadelkissen, Glasvasen und Bruchstücke ihrer Bibliothek, alte Bücher in drolligen Formaten und Einbänden, das ›Geheime Tagebuch von einem Beobachter Seiner Selbst‹, Hebels Alemannische Gedichte, Krummachers Parabeln ... Hanno besaß schon von ihr eine Ausgabe der ›Pensées de Blaise Pascal‹, die so winzig war, daß man nicht ohne Vergrößerungsglas darin lesen konnte.«¹¹

¹⁰ Jean Paul: Parabeln von Fr. A. Krummacher (wie Anm. 2), S. 377.

¹¹ Thomas Mann: *Buddenbrooks. Verfall einer Familie. Roman*. Hg. und textkritisch durchgesehen von Eckhard Heftrich unter Mitarbeit von Stephan Stachorski und Herbert Lehnert. Frankfurt a. M. 2002 (Große kommentierte Frankfurter Ausgabe. Werke – Briefe – Tagebücher 1. 1), S. 603. Beim *Geheimen Tagebuch von einem Beobachter Seiner Selbst* handelt es sich um den Druck eines Tagebuchs, dessen Manuskript Johann Caspar Lavater unter seinen Freunden zirkulieren ließ. Georg Joachim Zollikofer gab die frommen Reflexionen anonym heraus: *Geheimes Tagebuch. Von einem Beobachter seiner selbst*.

Die an Kinder verschenkten Bücher stammen aus längst vergangenen Epochen und wirken zu Beginn des 20. Jahrhunderts obsolet.

Indes wäre es irreführend, Krummacher auf den Autor der im 19. Jahrhundert weitverbreiteten *Parabeln* reduzieren zu wollen. Sein facettenreiches Werk umfasst weit mehr als die von Goethe und Thomas Mann kurz genannte sowie von Jean Paul ausführlicher besprochene Textgattung.

Friedrich Adolph Krummacher wurde am 13. Juli 1767 in Tecklenburg geboren.¹² Er war Sohn des Tecklenbur-

Leipzig 1771–1773. Johann Peter Hebels *Alemannische Gedichte* erschienen zuerst 1803. Die *Pensées* von Blaise Pascal wurden erstmals 1669 veröffentlicht. Vgl. Thomas Mann: *Buddenbrooks. Verfall einer Familie. Roman*. Kommentar von Eckhard Heftrich und Stephan Stachorski unter Mitarbeit von Herbert Lehnert. Frankfurt a. M. 2002 (Große kommentierte Frankfurter Ausgabe. Werke – Briefe – Tagebücher 1. 2), S. 372.

¹² In der Literatur zu Krummacher wird der 13. oder 15. Juli 1767 als Geburtstag angegeben. So Hans-Henrik Krummacher: Krummacher, Friedrich Adolph. In: *Neue Deutsche Biographie*. Bd. 13. Berlin 1982, S. 123–125, hier S. 123; Susanne Barth: Krummacher, Friedrich Adolf. In: *Killy Literaturlexikon. Autoren und Werke des deutschsprachigen Kulturraumes*. 2., vollständig überarb. Auflage. Hg. von Wilhelm Kühlmann. Bd. 7. Kräm – Marp. Berlin, New York 2010, S. 74. Zum 100. Geburtstag Krummachers, 22 Jahre nach seinem Tod, ließen seine Kinder eine Gedenktafel am Geburtshaus ihres Vaters in Tecklenburg anbringen, die als Geburtstag den 13. Juli 1767 nennt. Schon Büttner, der manche Irrtümer in den wenig zuverlässigen Angaben zu Krummachers Biographie korrigierte, stellte fest, dass nichts gegen den 13. Juli als Geburtsdatum spricht. Vgl. Karl Büttner: Zu Friedrich Adolf Krummachers Leben und Festbüchlein. In: *Monatschrift für Gottesdienst und kirchliche Kunst* 17 (1912), S. 207–217, 237–244, hier S. 209. So auch Kurt Lorenz: Friedrich Adolf Krummacher. Erinnerung an einen großen Sohn des Tecklenburger Landes. In: *Westfälischer Heimatkalender* 10 (1956), S. 33–37. Der Text

ger Hoffiskals, Justizkommissars und Bürgermeisters Jacob Friedrich Krummacher und seiner Ehefrau Maria Dorothea. Nach dem Besuch der Lateinschule seines Heimatortes studierte Krummacher ab Herbst 1784 Theologie zunächst am reformierten Gymnasium Academicum in Lingen, danach ab Oktober 1786 in Halle an der Saale. Dort kamen philologische Studien hinzu. Zu seinen prominenten Lehrern zählten Johann Salomo Semler, Georg Christian Knapp, Karl Friedrich Bahrdt, Johann August Nösselt und Friedrich August Wolf. Nach Abschluss des Studiums 1789 betätigte sich Krummacher kurze Zeit als Hauslehrer in der Senatorenfamilie der Witwe Sophie Catharine Meyer in Bremen. Ab Dezember wurde er für drei Jahre Konrektor am Gymnasium in Hamm, wo er zu den Stiftern der Freimaurerloge »St. Johannis zum hellen Stern« gehörte. Anfang Oktober 1793 übernahm er das Rektorat des Gymnasiums in Moers. Im Juni 1794 heiratete er in Hamm Eleonore Möller, Tochter von Arnold Möller, ehemals Amtmann in Lippstadt, später Kommissionsrat und Bürgermeister in Hamm, und seiner Ehefrau Maria Ka-

der heute nicht mehr am Geburtshaus befindlichen Gedenktafel S. 36. Dazu ebenfalls Friedrich Ernst Hunsche: Der Parabeldichter Friedrich Adolf Krummacher. Gedanken zu seinem 200. Geburtstag. In: *Westfalenspiegel* 16 (August 1967), S. 24–25, hier S. 24. Getauft wurde Krummacher am 22. Juli 1767 in Tecklenburg. Im Taufeintrag lauten die Vornamen »Adolph Friederich«. Vgl. Auszug aus dem Taufregister der evangelischen Kirchengemeinde Tecklenburg. Abbildung in: Frank Bosse, Manfred Middendorf, Gisela Schwender: *Krummacher. Spuren einer bedeutenden Familie in Tecklenburg*. Tecklenburg 2017, S. 6. Was die Schreibung der Vornamen angeht, entschieden sich die unmittelbaren Nachkommen nicht für »Friederich« und »Adolph«, sondern für »Friedrich« und »Adolf«. Auf den Titelblättern der Publikationen Krummachers finden sich zumeist die Abkürzung »F. A.« und »Friedrich Adolph«, weniger »Friedrich Adolf«.

tharina. Aus der Ehe gingen vier Söhne und zwei Töchter hervor. Seine Tochter Julie heiratete 1827 den Maler und Schriftsteller Wilhelm von Kügelgen.¹³

Zum 1. Oktober 1800 wurde Krummacher als Professor der Theologie an die Universität Duisburg berufen, die ihm im Frühjahr 1801 zu seinem Antritt die theologische Doktorwürde verlieh. Bald darauf vertrat er auch den vakanten Lehrstuhl für Rhetorik und Geschichte. Aufgrund des Niedergangs der Universität Duisburg infolge von Maßnahmen der Napoleon unterstehenden Verwaltung des Großherzogtums Berg trat Krummacher im Herbst 1807 die Stelle eines Pfarrers in Kettwig an der Ruhr an.¹⁴ Von 1810 bis 1812 war er zugleich Präses der Klevischen Synode.

Im Sommer 1812 folgte Krummacher dem Ruf des Herzogs von Anhalt-Bernburg und ging als anhaltischer Landessuperintendent, Präsident des Konsistoriums, Pastor Primarius an der Schlosskirche St. Aegidien und Leiter des Gymnasiums nach Bernburg. Hier führte er auch die Schulaufsicht über die Lehrerschaft im Herzogtum Anhalt-Bernburg. In seinem Kirchenamt hatte er trotz mancher Bedenken an einer vom Landesherrn propagierten Union der Reformierten und Lutheraner in Anhalt-Bernburg mitzuwirken. Nachdem es zu Spannungen und einem Zerwürfnis mit Herzog Alexius Friedrich Christian von Anhalt-Bernburg gekommen

¹³ Vgl. Hans Schöner: »Wer über Krummacher spricht, kommt auch auf Kügelgen« – Friedrich Adolf Krummacher und Wilhelm von Kügelgen. In: *Friedrich Adolf Krummacher und seine Zeit*. Hg. von Georg Rosenthal. Bernburg 1996, S. 70–72.

¹⁴ Gerd Gadek: Freiligrath, Weerth, Krummacher und das Dorf Kettwig. Eine Bestandsaufnahme und Zusammenschau. In: *Grabbe-Jahrbuch* 16 (1997), S. 143–159; Christiane Graß: Friedrich Adolph Krummacher in Kettwig. In: Christiane Graß, Julia Husmann, Peter Marx: *Des schönen Ruhrtals Krümmung. Friedrich Adolph Krummacher in Kettwig 1807–1812*. Essen 2011, S. 7–37.

war, wechselte Krummacher, dem man mystizistische Anschauungen vorgeworfen hatte,¹⁵ 1824 als Pfarrer an die Kirche St. Ansgar nach Bremen. 1840 lösten zwei Gastpredigten seines Sohnes Friedrich Wilhelm den sogenannten Bremer Kirchenstreit aus, in dem der anhaltende Konflikt zwischen Anhängern des theologischen Rationalismus und der Erweckungsbewegung eskalierte.¹⁶ Zuletzt als Pastor Primarius tätig, trat Krummacher Ende Juni 1843 in den Ruhestand. Er verstarb am 4. April 1845 in Bremen.

Krummacher war in den frühen Jahren seines vielseitigen Schaffens von der Theologie und Philosophie der Aufklärung und den Ambitionen der Volksaufklärung beeinflusst, wandte sich aber gegen eine auf rationales Nützlichkeitsdenken minimierte Aufklärung. In späterer Zeit machte er sich Gedankengut des Pietismus zueigen. Es ist allerdings eine Vereinfachung, wenn man Krummacher und die von ihm vertretenen theologischen Positionen undifferenziert der Erweckungsbewegung zurechnet.¹⁷ Das sich in seinen literarischen Texten widerspiegelnde Lebensgefühl zeigt bereits Züge, die sich – wie das Idyll der Familie – in der Epoche des Bieder-

¹⁵ Dazu Christfried Kulosa: »Die christliche Volksschule im Bunde mit der Kirche.« »Des Mystizismus bezichtigt« – zum Weggang Friedrich Adolf Krummachers von Bernburg. In: *Friedrich Adolf Krummacher und seine Zeit*. Hg. von Georg Rosenthal. Bernburg 1996, S. 62–65.

¹⁶ Dazu Otto Wenig: *Rationalismus und Erweckungsbewegung in Bremen. Vorgeschichte, Geschichte und theologischer Gehalt der Bremer Kirchenstreitigkeiten von 1830 bis 1852*. Bonn 1966 (zu Krummacher S. 245–253).

¹⁷ So auch Jo Krummacher: Gottes Freundlichkeit leben. Zum 225. Geburtstag von Friedrich Adolph Krummacher (13.7.1767–4.4.1845). In: *Deutsches Pfarrerblatt* 92 (1992), S. 290–292, hier S. 292.

meier intensivieren sollten. Daher charakterisierte Friedrich Sengle Krummacher als »Mittler zwischen Rokoko und Biedermeier« und »Pionier des Biedermeiers«. ¹⁸ Das erfolgreichste Werk Krummachers waren die 1805, 1807 und 1817 in drei Bänden veröffentlichten *Parabeln*, die in ihren Erstaussgaben 186 durchnummerierte Parabeln und je Band eine »Weiheparabel« enthielten. ¹⁹ Sie erschienen in seinem Hauptverlag Baedeker in Essen und Duisburg, waren Bestseller und galten bis weit über die Mitte des 19. Jahrhunderts hinaus als mustergültig für die Textgattung. Für Renate von Heydebrand war Krummacher die »Zentralfigur« und »der Musterautor für Parabeln das Jahrhundert hindurch«. ²⁰ Es gelangten zahlreiche recht- und unrechtmäßige Ausgaben der *Parabeln* sowie Übersetzungen in mehrere Sprachen auf den europäischen Buchmarkt. Einige der gleichnishaften Erzählungen fanden Aufnahme in populären Anthologien und Schullesebüchern. Auch in der modernen Literaturwissenschaft wurden die *Parabeln* gewürdigt. ²¹

¹⁸ Friedrich Sengle: *Biedermeierzeit. Deutsche Literatur im Spannungsfeld zwischen Restauration und Revolution 1815–1848*. Bd. 2. *Die Formenwelt*. Stuttgart 1972, S. 129 und 157.

¹⁹ Krummacher widmete seine *Parabeln* hochrangigen adligen Frauen, den ersten Band Königin Luise von Preußen, den zweiten Fürstin Pauline Christine Wilhelmine zur Lippe, den dritten Fürstin Wilhelmine Luise von Anhalt-Bernburg.

²⁰ Renate von Heydebrand: Parabel. Geschichte eines Begriffs zwischen Rhetorik, Poetik und Hermeneutik. In: *Archiv für Begriffsgeschichte* 34 (1991), S. 27–122, hier S. 100.

²¹ Sengle: *Biedermeierzeit* (wie Anm. 18) (zu Krummacher S. 125–131); Theo Elm: *Die moderne Parabel. Parabel und Parabolik in Theorie und Geschichte*. München ²1991 (Uni-Taschenbücher 1630) (zu Krummacher S. 44–50); Von Heydebrand: Parabel (wie Anm. 20), S. 27–122 (zu Krummacher S. 100–101); Rüdiger Zymner: *Uneigentlichkeit. Studien zu Semantik und Geschichte der Parabel*. Paderborn, München, Wien, Zürich 1991 (Explicatio) (zu Krummacher S. 233–236); Harald Seubert: Säkularisierung biblischer »Gleichnisse«

Krummacher erhob nicht den Anspruch, eine systematische Theorie der Parabel als Gleichnis oder der verwandten Textgattung der Fabel als literarischer Kurzform, die durch Verhüllung der Wahrheit in einer Fiktion implizite oder explizite Lehren vermittelt, entfaltet zu haben. Der »Vorbericht« zum ersten Band seiner *Parabeln* begnügt sich mit »einzelnen Winken« und »leisen Fingerzeigen« zu beiden Textsorten der Lehrdichtung.²² Die Fabel wird auch bei Krummacher mit dem Namen des legendären Gattungstifters Aesop verbunden und die Begriffe *fabula* und *apologus* werden – wie bereits in der Antike üblich – synonym verwendet. Ohne Zweifel kannte Krummacher Martin Luthers Vorliebe für Fabeln. Der Reformator hatte alttestamentliche Fabeln übersetzt, selbst Fabeln verfasst und Fabeln Aesops bearbeitet.²³ Darüber hinaus knüpfte Krummacher an zwei kanonische Textsammlungen aus der Mitte des 18. Jahrhunderts an: Christian Fürchtegott Gellerts *Fabeln und Erzählungen* (1746–1748) und Gotthold Ephraim Lessings *Fabeln. Drey Bücher. Nebst Abhandlungen mit dieser Dichtungsart verwandten Inhalts* (1759). Daneben sind Johann Gottfried Herders *Jüdische Parabeln* (1802) als anregend anzuführen.²⁴ Für Krummacher sollen seine

in Friedrich Adolph Krummachers »Parabeln«. Zum Wandel von Sinn und Darstellungsform parabolischen Erzählens. In: *Fabel und Parabel. Kulturgeschichtliche Prozesse im 18. Jahrhundert*. Hg. von Theo Elm und Peter Hasubek. München 1994, S. 265–285.

²² Friedrich Adolph Krummacher: *Parabeln*. Bd. 1. Duisburg, Essen 1805, Vorbericht, S. XIV.

²³ Dazu *Martin Luthers Fabeln und Sprichwörter. Mit zahlreichen Abbildungen und Holzschnitten aus der Werkstatt von Lukas Cranach*. Mit Einleitung und Kommentar hg. von Reinhard Dithmar. Darmstadt 2010.

²⁴ Krummacher hat sich zeitlebens auf Schriften Johann Gottfried Herders berufen. Dessen Kulturphilosophie, Geschichtsauffassung und insbesondere dessen Verständnis der biblischen Geschichte haben ihn nachhaltig beeinflusst.

Parabeln, die auf biblische und antike Gattungstraditionen rekurren, den religiös fundierten Intentionen ihres Verfassers dienen und letztlich die Perspektive zum Göttlichen weiten. Darin sind ihm die Parabeln der Hebräer Vorbild, die er den Apologen der Griechen, den aesopischen Fabeln, vorzieht:

»Die hebräische Parabel kann sich also zu einem weit höheren Standpunkt erheben, als die Apologen der Griechen. Sie führt alsdann dem Menschen, als Mitgliede eines höheren unsichtbaren Reichs, die Natur vor als ein Bild und Symbol, welches ihm nicht deßhalb vorgehalten wird, damit er allgemeine Wahrheiten und Erfahrungs- oder Klugheitslehren daraus lerne und erkenne, sondern damit er eine höhere, übersinnliche Lichtwelt und ihre göttliche und ewige Ordnung darin erschau[e]. [...] Die Parabel also dienet dem dichtenden Lehrer nicht blos als Mittel, einzelne Wahrheiten zu lehren und zu versinnlichen, sondern vor allem auch dazu, um den Jünger auf den höheren Standpunkt des Lehrers und zur Anschauung des Uebersinnlichen zu erheben, und das symbolisch vorzutragen, was erst späterhin intellectu[e]ll oder moralisch gefaßt werden soll.«²⁵

Die aesopische Fabel zeichne sich durch »äußerste Präcision« und »Kürze« aus; in ihr werde nur eine Lehre veranschaulicht.²⁶ Im Gegensatz dazu seien für die Parabel »ein verweilendes Fortschreiten, eine sinnlichbelebende

²⁵ Friedrich Adolph Krummacher: *Parabeln*. Bd. 1. Vierte verbesserte und vermehrte Auflage. Duisburg, Essen 1814, Vorbericht, S. XXII–XXIII.

²⁶ Friedrich Adolph Krummacher: *Ueber den Geist und die Form der Evangelischen Geschichte in historischer und ästhetischer Hinsicht*. Leipzig 1805, S. 494–495.

Umständlichkeit und die Einfalt des häuslichen Tons und Lebens« charakteristisch.²⁷

Zahlreiche Parabeln Krummachers kann man dem Typ der »Erbauungsparabel« zurechnen,²⁸ die auf eine religiös zu interpretierende Bedeutung des Dargestellten abhebt. Sie hat neben ihrer moraldidaktischen Funktion eine »höhere übersinnliche Tendenz«²⁹ und soll göttliche Weisheit in einfacher und einprägsamer Form präsentieren. Für Krummacher war die Parabel ein didaktisch einsetzbares Medium, das den Leser zur Erkenntnis der Wahrheit leiten und zur besseren Bewältigung des Lebens beitragen sollte. Nicht zuletzt kreisen manche Parabeln um das Thema der anzustrebenden Selbsterkenntnis. Allerdings erhielt die Maxime der Inschrift am Apollontempel von Delphi – »Erkenne dich selbst« – bei Krummacher die für ihn charakteristische christliche Sinnkomponente. Manchmal wird – wie in »Die kleine Wohlthäterin« auch Sozialkritik geübt.

In der knappen, klaren und auf Anschaulichkeit angelegten Sprache klingt zumeist der Ton biblischer Gleichniserzählungen als Muster durch. Nicht selten ist eine gehobene, mitunter »verhaltene Feierlichkeit«³⁰ im Sprachgestus bemerkbar, der den Prediger in seinem empfindsam-frommen Sprachduktus erkennen lässt. Es scheint, dass sich Krummacher mit den Parabeln, die häufig zu Nächstenliebe, Barmherzigkeit, Mitleid, Demut, Dankbarkeit, soziale Rücksichtnahme, Aufrichtigkeit im sozialen Miteinander, Familiensinn und Ehrfurcht vor der Natur als Schöpfung und Offenbarung

²⁷ Krummacher: *Ueber den Geist und die Form der Evangelischen Geschichte in historischer und ästhetischer Hinsicht* (wie Anm. 26), S. 495.

²⁸ Zymner: *Uneigentlichkeit* (wie Anm. 21), S. 235.

²⁹ Krummacher: *Parabeln* (wie Anm. 22), Vorbericht, S. XIII.

³⁰ Sengle: *Biedermeierzeit* (wie Anm. 18), S. 128.

Gottes auffordern, in erster Linie an Kinder und Jugendliche richtete. Die kurzen und einprägsamen parabolischen Erzählungen verfolgten erzieherische Absichten, dienten der unterhaltsamen Erbauung, vermittelten Tugenden und eigneten sich vorzüglich zum Vorlesen in der Familie und in der Schule.³¹ Für Krummacher hatten die Familie, die in ihr kultivierte häusliche Gemeinschaft und Geselligkeit eine zentrale Bedeutung für das christliche Gemeinwesen.³² Innerhalb der Familie sollten, so seine Überzeugung, der Hausvater und die Hausmutter für die Erziehung und Tradierung des christlichen Glaubens sowie der ethischen Werte sorgen. Der pädagogische Impetus wird auch in der oft geschilderten Gesprächssituation zwischen einem Vater und seinem Kind und einem Lehrer und seinem Schüler deutlich. Hauptziel der Parabeln Krummachers waren die Tugendinstruktion und Vermittlung des christlichen Glaubens. Damit leistete er einen wichtigen Beitrag zur Pädagogisierung der Fabel im 19. Jahrhundert und zu ihrer Eingliederung in die Kinder- und Jugendliteratur. In kleinen allegorischen Szenen können Heranwachsende in von lebenserfahrenen Erwachsenen erteilten Lektionen den Weg zum christlichen Glauben und christliche Moralvorstellungen kennenlernen. Manche Texte zielen in ihrer Schlichtheit und positiv konnotierten Einfalt auf die Ausbildung und Förderung einer kindlichen Fröm-

³¹ Friedrich Schlegel bezeichnete in seiner Vorlesung zur »Geschichte der alten und neuen Literatur« 1815 die Parabel als »kindliche Lehrform«. – Friedrich Schlegel: *Geschichte der alten und neuen Literatur*. Hg. und eingeleitet von Hans Eichner. Paderborn, München, Wien 1961 (Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe. Hg. von Ernst Behler. Bd. 6. Abt. 1. Kritische Neuausgabe), S. 111.

³² Werner Dietrich: *Die Familie als Keimzelle von Kirche und Gemeinwesen. Friedrich Adolf Krummacher als Beispiel*. Langenfeld 1998.

migkeit. Während etliche Parabeln durchaus auf explizite christliche Bezüge und Moral verzichten, gibt es andere, die ihre Intentionen nur andeuten und dem Leser Freiraum zur Exegese lassen. Die meisten Parabeln steuern jedoch ihre Rezeption durch eindeutige Erklärungen, Lehren und Moralisationen am Schluss im Sinne eines Epimythions. In diesen Fällen befindet sich eine die Bedeutung enthüllende Pointe am Ende. Die triadische Struktur von Titel, veranschaulichender Darstellung und *fabula docet* ähnelt einem ›klassischen‹ Emblem.

Zum Stoffreservoir der Parabeln Krummachers gehören Mythen der antiken Literatur sowie das Alte und Neue Testament. Des Weiteren hat Krummacher Gleichnisse aus der Betrachtung der Natur und des Menschenlebens gewonnen. Wenn er an seine Beobachtungen aus seiner Gegenwart anknüpfte, dann ging es ihm jedoch nicht um die Darstellung zeitgenössischer Wirklichkeit und um ›realistisches‹ Erzählen im Sinne der Literaturtheorie des Realismus. Vielmehr beabsichtigte er, den Blick auf das Göttliche in der Schöpfung des Allmächtigen zu lenken. Nahezu überall spiegelt sich ein allegorisches Naturverständnis wider: Natur, menschliches Tun, Tiere und Pflanzen verweisen auf den Schöpfer, die *providentia Dei* und Heilswahrheiten. Der Verständige vermag in Gottes zweiter Offenbarung neben der Heiligen Schrift, dem ›Buch der Natur‹, zu lesen und die darin verborgenen spirituellen und moralischen Lehren zu deuten. So geraten in der Natur beobachtete und beschriebene Objekte zu Sinnbildern mit heilsgeschichtlichen Bezügen und auf Ethik zielenden Intentionen. Mitunter werden einerseits Parabeln, die auf einem Stoff der griechischen Antike basieren, in ihrer Bedeutung auf den christlichen Glauben bezogen, d. h. ihre Inhalte erfuhren eine ›Verchristlichung‹. Andererseits wurden manche biblische Gleichnisse im Sinne einer ›Säkularisierung‹ bearbeitet,

etwa das Gleichnis »Vom Sämann« (Mk 4, 3–8) in Krummachers Transformation »Die Samenkörner«.

Die Gleichnisse des Alten und Neuen Testaments analysierte Krummacher in *Ueber den Geist und die Form der Evangelischen Geschichte in historischer und ästhetischer Hinsicht* (1805). In dieser Studie knüpft er an Philologie, Ästhetik und Literaturauffassung der Goethezeit an und breitet eine Hermeneutik in Theologie, Historie, Ästhetik und Poesie aus, um die Spezifika, den Zusammenhang und die Glaubwürdigkeit der Evangelien sowie ihrer Exegese darzulegen. Dabei setzt er sich vor allem mit den Evangelien-Kommentaren des evangelischen Theologen und Vertreters des bibelkritischen theologischen Rationalismus Heinrich Eberhard Gottlob Paulus auseinander.³³ Die Schrift, die primär um die Frage des rechten Verständnisses der Wunder Jesu kreist, belegt bereits die später noch wachsende Distanz Krummachers zu Positionen der Aufklärung. Ausgiebige Verweise auf theologische, philosophische, historische, philologische und literarische Schriften namhafter Autoren zeigen Krummacher auf der Höhe der zeitgenössischen Diskurse. Am Ende der Abhandlung zur Geschichte und Methodik der Auslegungskunst geht es um die Parabeln Jesu und deren ästhetischen Wert sowie um die Parabel als literarische Form und ihre Abgrenzung zur Fabel.

Krummachers Faible für die kleinen Formen der Lehrdichtung zeigt sich auch in seinen *Apologen und Paramythien* (1810), einer Sammlung von 107 Versfabeln. Das literarische Genre des Apologs, ursprünglich verstanden

³³ Zu Krummachers theologischem Hauptwerk vgl. Hans-Henrik Krummacher: »Über den Geist und die Form der Evangelischen Geschichte in historischer und ästhetischer Hinsicht«. In: *Friedrich Adolf Krummacher und seine Zeit*. Hg. von Georg Rosenthal. Bernburg 1996, S. 42–45; Krummacher: Gottes Freundlichkeit leben (wie Anm. 17), S. 291.

als kurze lehrreiche allegorische Erzählung, die in fingierten Beispielen eine moralische Lehre enthält, kam seinem Selbstverständnis als Dichter entgegen. In seinen Ausführungen zur Theorie des Apologs und der Paramythie beruft er sich zunächst wiederum auf Herder:³⁴

»Herder sagt, die Fabel wolle durch die darin handelnden Naturwesen die moralischen Gesetze der Schöpfung in ihrer innern Nothwendigkeit zeigen – und es sey in der Fabel, als ob der Schöpfer durch alle Stimmen der Natur geböte, was schon der Mensch sich selber gebietet. – Dies ist auch meine Meinung und Ansicht.«³⁵

Die Fabel, die Krummacher nicht vom Apolog differenziert, verfolge zwar den Zweck der moralischen Belehrung, doch sei ihr Anliegen in der Veranschaulichung einer Lehre nicht erschöpft: »So wie der höchste Zweck aller Kunst Darstellung des Uebersinnlichen ist, so ist es auch der Zweck der Fabel.«³⁶ Krummacher distanziert sich im Hinblick auf die Lehrhaftigkeit der Fabel von der Position Herders, modifiziert auch eigene frühere Ausführungen zur Poetologie der apologischen Dichtung und meint, die Fabel reformiert zu haben:

»Aber darin bin ich nicht mehr Herders, noch auch meiner eigenen [...] Meinung, daß die Fabel nur einen allgemeinen Erfahrungssatz oder eine praktische Lehre anschaulich machen könne. Ich glaube, daß sie auch das höchste geistige Leben darstellen kann, da sie ja die

³⁴ Ulrich Schödlbauer: Herders Paramythien. Vom Grund des Ungenügens an theologischer Rede. In: *Fabel und Parabel. Kulturgeschichtliche Prozesse im 18. Jahrhundert*. Hg. von Theo Elm und Peter Hasubek. München 1994, S. 247–264.

³⁵ Friedrich Adolph Krummacher: *Apologen und Paramythien*. Duisburg, Essen 1810, Vorbericht, S. IV–V.

³⁶ Krummacher: *Apologen und Paramythien* (wie Anm. 35), Vorbericht, S. V.

Blüthe alles geistigen Lebens, die Freiheit, darzustellen vermag. Und eben darum mein' ich auch, die Fabel wieder in ihre poetischen Rechte eingesetzt zu haben, die Aristoteles und Lessing ihr versagen wollten.«³⁷

Nur kurz geht Krummacher am Schluss seines »Vorberichts« auf die seit der Antike bekannte Paramythie als Sonderform apologischer Poesie ein. Offenbar bezieht er diese von Herder in den *Zerstreuten Blättern* (1785) aufgenommene Art der Lehrdichtung, die einen Mythos moralisch deutet und ein darin vorkommendes Motiv zum Ausgangspunkt einer religiösen Belehrung macht, ebenso auf die antike Mythologie und die darin agierenden Götter:

»Zu dieser Welt der Fabeln gehören alle von der Natur oder von der Phantasie erzeugte Wesen, so lange sie nemlich noch in ihrer Herrschaft und Beschränkung leben. Auch hier berühren sich die äußersten Enden; – die Natureiche und das Reich der Phantasie, Pflanzen und Thiere – und Götter. Wo letztere handeln, heißt die Dichtung eine Paramythie.«³⁸

Wie im Zusammenhang mit den *Parabeln* erläutert, verfolgte Krummacher pädagogische Ambitionen und zielte mit weiteren Publikationen vornehmlich auf Kinder und Jugendliche, denen Texte von Erziehern und Lehrern vorgelesen werden sollten. Im Zeichen der Moraldidaxe konnten die Schriften auch als Vorlesebücher im Fami-

³⁷ Krummacher: *Apologen und Paramythien* (wie Anm. 35), Vorbericht, S. XXIV. Er bezieht sich auf die im Vorbericht zu seinen *Parabeln* und in *Ueber den Geist und die Form der Evangelischen Geschichte in historischer und ästhetischer Hinsicht* dargelegte Auffassung.

³⁸ Krummacher: *Apologen und Paramythien* (wie Anm. 35), Vorbericht, S. XXV.

lienkreis, im Schulunterricht und in der Konfirmandenunterweisung zur christlich-erbaulichen Instruktion eingesetzt werden. Manche Texte Krummachers fanden Eingang in zeitgenössische Lesebücher und Liedersammlungen. Auch die von ihm verfassten Katechismen richteten sich in erster Linie an Kinder und Jugendliche.

In *Die Kinderwelt. Ein Gedicht in vier Gesängen* (1806), Lieblingsbuch der Königin Luise von Preußen, werden das Spiel und die Tätigkeiten der Kinder Emil, Minna, Julchen, Fritz und Eduard in den vier Jahreszeiten anmutig in Jamben dargestellt.³⁹ Verschiedene Kinderspiele bieten Anlass zu lehrhaften Reflexionen. Beispielsweise wird das Spiel mit Reifen mit dem Rad der Schicksalsgöttin Fortuna in Verbindung gebracht und der Blick auf die Allegorik gelenkt.

Krummachers geradezu programmatische Poetologie der kindlichen Einfalt spiegelt sich ebenso im weitverbreiteten dreibändigen *Festbüchlein. Eine Schrift für das Volk* (1808, 1810, 1819) wider.⁴⁰ Die darin enthaltenen Erzählungen, Gedichte und Lieder zielten in ihrer einfachen Sprache vornehmlich auf Heranwachsende und

³⁹ Hans Eich: Krummacher, Friedrich Adolf. In: *Lexikon der Kinder- und Jugendliteratur*. Hg. von Klaus Doderer. Bd. 2. I – O. Weinheim, Basel 1977, S. 275–276.

⁴⁰ Zum populären *Festbüchlein* vgl. Büttner: Zu Friedrich Adolf Krummachers Leben und Festbüchlein (wie Anm. 12), S. 237–244. Vom ersten Band (*Der Sonntag*) erschienen bis 1828 fünf Auflagen, der zweite Band (*Das Christfest*) wurde bis 1846 vier Mal aufgelegt, der dritte Band (*Das Neujahrsfest*) bis 1832 zwei Mal. Zahlreiche Gedichte wurden von August Harder vertont. Vgl. August Harder: *Gesänge und Lieder aus dem Sonntage von F. A. Krummacher* [...]. Essen 1809 [21833]; August Harder: *Gesänge und Lieder aus dem Christfeste von F. A. Krummacher* [...]. Essen 1811. Vgl. Christiane Graß: Der Liederdichter. In: Christiane Graß, Julia Husmann, Peter Marx: *Des schönen Ruhrtals Krümmung. Friedrich Adolph Krummacher in Kettwig 1807–1812*. Essen 2011, S. 111–115.

ihre Erfahrungswelt mit der Absicht, ein religiöses Verständnis der Natur und des Zusammenlebens zu vermitteln, fromme Empfindungen hervorzurufen und zu festigen. Krummacher verdeutlicht in seinen idyllischen Genrebildern oft den Sinn der christlichen Feste.⁴¹ An christlichen Festtagen, wenn die Arbeit ruht, erfreut man sich bei Spaziergängen an der Natur, vernimmt beim Kirchengang die lehrreiche Verkündigung von Gottes Wort, genießt die idyllische Häuslichkeit in der Familie, stimmt erbauliche Lieder an und musiziert und rezitiert gemeinsam.

In *Die christliche Volksschule im Bunde mit der Kirche* (1823) übte Krummacher in Auseinandersetzung mit Pädagogen wie Johann Bernhard Basedow, Friedrich Eberhard von Rochow und Johann Heinrich Pestalozzi Kritik am Schul- und Erziehungswesen und forderte eine Reformierung auf der Grundlage des evangelischen Glaubens. In der Volksschule, die christliche Werte zu vermitteln hatte, sollte angesetzt werden, um eine umfassende und nachhaltige Verbesserung der Gesellschaft in der Epoche der Restauration zu erreichen:

»Unsere Schulen sind verweltlicht und werden nur als Anstalten betrachtet, die Jugend zu irdischem Gewinn, Erwerb und Genuß abzurichten. Und das nennt man, sie zu guten Staatsbürgern erziehen; als ob Jemand ein ächt und wahrhaft guter Bürger eines christlichen Staats seyn könnte, ohne ein Christ zu seyn – und als ob nicht das Christenthum Grundveste und Pfeiler unserer christlichen Staaten und ihrer Verfassung wäre!«⁴²

⁴¹ Sengle: *Biedermeierzeit* (wie Anm. 18), S. 785.

⁴² Friedrich Adolph Krummacher: *Die christliche Volksschule im Bunde mit der Kirche*. Essen 1823, Weihe- und Vorwort, S. VII–VIII. Dazu Kulosa: »Die christliche Volksschule im Bunde mit der Kirche.« (wie Anm. 15), S. 62–65; Horst F. Rupp: »Schule als kirchliche Anstalt«. Friedrich Adolf Krum-

Auch *Das Leben des heiligen Johannes. Eine Schrift für junge Christen* (1833) sollte insbesondere Jugendliche ansprechen und hielt ihnen ein Exempel vorbildhafter Lebensführung und Gesinnung vor Augen. Der Protagonist stand bereits im Zentrum eines biblischen Leasedramas, das nicht den Anspruch erhob, auf dem Theater aufgeführt zu werden: *Johannes. Drama* (1815).

Das Wörtlein Und. Eine Geburtstagsfeier (1811) ist eine eigenwillige humorige Sammlung von etymologischen historischen, literarischen, sprachlichen, philosophischen und moralischen Betrachtungen in Prosa. Ausgangspunkt der in einem bürgerlichen Freundeskreis geführten Unterhaltung sind Reflexionen und Aperçus über Herkunft, Gebrauch und Bedeutung der unscheinbaren Konjunktion »und«, wobei mit Bemerkungen zu Literaten wie Shakespeare, Sterne, Goethe, Wieland und Klopstock und ihre Werke nicht gespart wird.

Eine pastoral-belehrende Absicht zeigt sich auch in *Bilder und Bildchen* (1823), einer Sammlung von 198 kurzen Epigrammen und Spruchgedichten. Diese aperçuhaften, mitunter scharfsinnigen und pointierten Miniaturen sollen zur Reflexion über deren Bedeutung anregen und Lebensweisheiten veranschaulichen.

Krummacher hat in mehreren seiner Werke Lyrik integriert. Die meisten geistlichen und weltlichen Lieder enthalten die drei Bände des *Festbüchleins*. Einige Kirchenlieder gehörten bis weit ins 20. Jahrhundert hinein zum Liedgut der deutschsprachigen evangelischen Gesangbücher, etwa das Missionslied »Eine Herde und ein Hirt« sowie »Ja fürwahr, uns führt mit sanfter Hand«, »Wie ruhest du so still in deiner weisen Hülle«, »Dein König kommt, o Zion, er kehret bei dir ein«, »Du bist der

macher (1767–1845) und seine Schrift »Die christliche Volksschule im Bunde mit der Kirche« (1823). In: *Denkwürdige Stationen der Religionspädagogik. Festschrift für Rainer Lachmann*. Hg. von Horst F. Rupp. Jena 2005, S. 163–180.

Weg, die Wahrheit und das Leben«, »Mag auch die Liebe weinen«, »Wie ruhest du so stille«, »Lobt den Herrn!«. ⁴³ Zahlreiche Gedichte wurden von August Harder, Hans Georg Nägeli, Johann Wilhelm Georg Nedelmann und anderen Komponisten vertont. Auch Franz Schubert komponierte Musik zu den Gedichten »Die Stille« und »Die Nacht«.

⁴³ Dazu Graß: Der Liederdichter (wie Anm. 40), S. 111–115.

Anhang

Editorische Notiz

Die wiedergegebenen Texte Krummachers folgen in der Regel den im Literaturverzeichnis genannten Erst-Drucken. Einzige Ausnahme ist der »Vorbericht« aus der vierten Auflage des ersten Bandes der *Parabeln* (1814). Orthographie und Interpunktion der Vorlagen wurden gewahrt, drei offensichtliche Druckfehler korrigiert: S. 13 »*die Kindlein* statt *die Kindlein*; S. 68 *Und der Beurtheiler* statt *und der Beurtheiler*; S. 79 *ziehen doch die Leute* statt *ziehe doch die Leute*. Wörter, die in den Textvorlagen in Sperrdruck gesetzt sind, wurden durch Kursivierung wiedergegeben. Vom Herausgeber vorgenommene Auslassungen in den Texten sind durch [...] gekennzeichnet.

Erläuterungen

- 9 *Aesopischen Apologon*: Aesop: griech. Dichter von Fabeln und Gleichnissen, der wahrscheinlich im 6. Jahrhundert v. Chr. lebte. Er gilt als Begründer der europ. Fabeldichtung. Aesops Fabeln wurden auch als Apologe (Erzählungen, lehrhafte Fabeln) bezeichnet.
- 9 *nach dem Schillerschen Ausdruck – naiv, und nicht sentimental*: Friedrich Schiller (1759–1805), dt. Dichter, Philosoph, Historiker und Arzt. Veröffentlichte 1795 die dichtungstheoretische Abhandlung *Über naive und sentimentalische Dichtung*.
- 10 *Jacobi Allwill's Briefsammlung*: Friedrich Heinrich Jacobi (1743–1819), dt. Philosoph und Schriftsteller, Autor des Briefromans *Eduard Allwills Briefsammlung* (1792).
- 10 *Jac. Böms theosoph. Sendschreiben*: Jakob Böhme (1575–1624), dt. Philosoph, Mystiker und Theosoph. Verfasste zahlreiche Schriften, darunter *Theosophische Send-Schreiben* (1658).

- 10 *Motto dieses Büchleins*: Auf der dem Titelblatt des ersten Bandes der *Parabeln* folgenden Seite steht als Motto: »Suus est cuique poemati sonus et quaedam intelligentibus nota vox.« Cicero. In *De optimo genere oratorum* 1. 1 heißt es: »[...] et in ceteris suus est cuique certus [gemeint sind die Redegattungen (»oratorum genera«) und nicht die Gedichte (»poematis«)] sonus et quaedam intelligentibus nota vox.« Die Übersetzung des Cicero-Zitats von Theodor Nüßlein lautet: »[...] und bei den übrigen Gattungen hat jede einen bestimmten Ton und einen gewissen Tonfall, der den Kennern bekannt ist.« Vgl. Cicero: *De inventione / De optimo genere oratorum. Lateinisch-deutsch*. Hg. und übersetzt von Theodor Nüßlein. Düsseldorf 1998, S. 340–341.
- 12 *Parabel N. 37*: Krummachers Parabel Nr. 37 (»Das heimathliche Licht«).
- 12 *Hoogen*: Peter Jakob Heinrich Hoogen (1742–1805), dt. Theologe, Kreuzherrenprior und Pfarrer in Wegberg. Er verfasste mehrere Monografien u. a. *Beyträge zur Beförderung der Humanität, und insbesondere eines reinmenschlichen Wohlwollens zwischen den verschiedenen christlichen Religionspartheyen* (1805) und *Die Volksschulen, keine kirchliche, sondern allgemeine Staats-Institute* (1805). Sie erschienen im Verlagshaus Bädeker (Duisburg, Essen), in dem auch die meisten Werke Krummachers veröffentlicht wurden.
- 12 *früh vollendete L...E...:* früh verstorbene Person, möglicherweise eine Tochter Krummachers.
- 12 *Bild 21*: Krummachers Parabel Nr. 21 (»Tod und Schlaf«).
- 12 *Herder*: Johann Gottfried Herder (1744–1803), dt. Theologe, Dichter, Geschichts- und Kulturphilosoph. Krummacher berief sich häufig auf Werke Herders.
- 12 *Homer*: gilt als Autor der *Ilias* und der *Odyssee*.
- 13 *Ossian*: angeblich Verfasser eines vermeintlich altgälischen Epos aus der keltischen Mythologie. Die *Gesänge des Ossian* hat James Macpherson (1736–1796) verfasst. Sie wurden nach ihrer ersten Veröffentlichung (1762–1763) rasch europaweit rezipiert.
- 13 *Raphaels*: Raffael Sanzio da Urbino (1483–1520), ital. Maler und Architekt der Renaissance.
- 13 *Corregio*: Antonio da Corregio (1489–1534), ital. Maler der Renaissance.
- 13 *geharnischte*: scharfe.
- 13 *Luther*: Martin Luther (1483–1546), dt. Theologe und Initiator der Reformation.

- 14 *Cicero*: Marcus Tullius Cicero (106–43 v. Chr.), röm. Politiker, Rechtsanwalt, Schriftsteller, Philosoph und Redner.
- 14 *Klopstocks Messias*: Friedrich Gottlieb Klopstock (1724–1803), dt. Epiker, Lyriker, Dramatiker und Literaturtheoretiker, verfasste das religiöse Epos *Der Messias* in 20 Gesängen, die in mehreren Bänden zwischen 1749 und 1773 veröffentlicht wurden und große Wirkung auf die zeitgenössische Literatur hatten.
- 14 *Messiade*: Bezeichnung für ein religiöses Epos zur Darstellung von Leben und Leiden Christi, besonders in der Nachfolge von Klopstocks *Der Messias*.
- 15 *Adagio, Grave, Moderato, Allegretto, Scherzando*: Tempobezeichnungen in der Musik; langsam, schwer, gemäßigt, etwas langsamer als Allegro, scherzhaft.
- 15 *der letzten Parabel*: Krümmers Parabel Nr. 63 (»Assaph«).
- 15 *Grave sostenuto*: Tempobezeichnung in der Musik; schwer und gehalten.
- 15 *Allegro con moto*: Tempobezeichnung in der Musik; schnell mit Bewegung.
- 16 *hären*: aus Ziegenhaar gefertigt.
- 17 *Sokrates*: griech. Philosoph (469–399 v. Chr.).
- 17 *Xenoph. Denker*: Xenophon (430/425–ca. 354 v. Chr.), griech. Politiker, Feldherr, Schriftsteller, Historiker, Ökonom und Philosoph, Schüler des Sokrates. Der Hinweis bezieht sich auf eine Ausgabe von Xenophons *Memorabilien*.
- 18 *Carmel*: Gebirge in Israel.
- 21 *Cyane*: Kornblume.
- 22 *auf Libanon*: Gebirgszug in Vorderasien, der sich ca. 160 Kilometer parallel zur östlichen Mittelmeerküste erstreckt.
- 22 *Ysop*: Zwergkraut, das in der Bibel mehrfach erwähnt wird.
- 23 *Hündlein Tobias*: in der Bibel wird berichtet, dass Tobias einen Hund hatte (Tob 5, 18).
- 23 *Odysseus*: Held der griech. Mythologie. Sein Leben schildert Homer in der *Ilias* und *Odyssee*. Der Hund des Odysseus heißt Argos.
- 23 *des großen Königs*: Friedrich II. (1712–1786), König von Preußen, besaß mehrere Hunde.
- 23 *Leibnitz*: Gottfried Wilhelm Leibniz (1646–1716), dt. Philosoph, Mathematiker, Jurist, Historiker.
- 26 *Leimen*: Lehm.
- 28 *Phädriädischen Felsen*: Druckfehler. Tatsächlich handelt es sich um den Phädriädischen Felsen. Aesop wurde einer Legende nach in Delphi des Tempelraubs angeklagt, zum Tode verurteilt und von dem Felsen gestürzt.

- 35 *Pythagoras*: Pythagoras von Samos (um 570–510 v. Chr.), griech. Philosoph.
- 41 *Assaph*: bibl. Sänger und Musiker.
- 41 *Glucken*: Bezeichnung für die Plejaden – offener Sternhaufen, benannt nach den Plejaden (Nymphen) in der griech. Mythologie.
- 42 *Timanthes*: griech. Maler, der in der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts v. Chr. wirkte. Sein berühmtestes Bild hat die Opferung der Iphigenie in Aulis zum Thema.
- 47 *entfleucht*: entflieht.
- 48 *Drommeten*: Trompeten.
- 51 *empfaben*: empfangen.
- 55 *Parse*: Anhänger des Parsismus, einer in Persien, Zentralasien und Indien verbreiteten Religion, auch Zoroastrismus und Zarathustrismus genannt.
- 61 *Delphi*: Stadt im antiken Griechenland, in der sich ein berühmtes Orakel befand.
- 65 *Uz*: Land, in dem Hiob wohnt. Wo sich Uz befand, ist unbekannt.
- 66 *Schwaden*: Reihe gemähten Getreides.
- 73 *Conz*: Karl Philipp Conz (1762–1827), dt. Dichter, Schriftsteller und Philologe.
- 73 *Morgenländische Apologen*: Karl Philipp Conz: *Morgenländische Apologen, oder die Lehrweisheit Jesus in Parabeln und Sentenzen*. Heilbronn 1803.
- 74 *Jothams Fabel*: Fabel, die Jotam im Buch der Richter (Ri 9, 8–15) vorträgt.
- 74 *Nathans Fabel*: sog. »Ringparabel«, die Nathan in Gotthold Ephraim Lessings (1729–1781) dramatischem Gedicht *Nathan der Weise* (1779) erzählt.
- 74 *Lessings Abhandl.*: Zitat aus Gotthold Ephraim Lessing: Fabeln. Drei Bücher. Nebst Abhandlungen mit dieser Dichtungsart verwandten Inhalts. Berlin 1759 (IV. »Von dem Vortrage der Fabel«). Vgl. Werke. Hg. von Herbert G. Göpfert. Bd. 5. München 1973, S. 352–419, Zitat S. 412.
- 75 *Tacitus*: Publius Cornelius Tacitus (um 56–120 n. Chr.), röm. Historiker und Senator.
- 75 *Epiphoneme*: Gedankengänge abschließende Urteile durch Sentenzen.
- 75 *urgiren*: drängen, nachdrücklich betreiben; hier in der Bedeutung betonen, anmahnen.
- 80 *Karst*: Hacke.
- 83 *Triffen*: Triebe.

- 90 *tant pis pour eux et tant mieux pour Vous*: Je schlimmer für sie, desto besser für euch.
- 92 *Exuvie*: bei Häutung abgestreifte Haut.
- 93 *Pistille*: in der Botanik der aus Fruchtknoten, Griffel und Narbe bestehende Stempel.
- 94 *Hyosciamus*: Schwarzes Bilsenkraut.
- 94 *mobilis turba*: bewegliche Menschenmenge.
- 95 *Linne's*: Carl von Linné (1707–1778), schwed. Naturforscher, der mit der binären Nomenklatur die Grundlagen der modernen botanischen und zoologischen Taxonomie entwickelte.
- 96 *Päan*: griech. Liedgattung.
- 96 *Anakreon*: griech. Lyriker (um 575/570–495 v. Chr.)
- 96 *Apollon*: griech. und röm. Gott.
- 96 *Nestors*: Nestor, Held der griech. Mythologie.
- 97 *Minerva*: röm. Göttin des Handwerks und Gewerbes, der Weisheit, Dichtung und Kunst.
- 98 *Nero*: Claudius Caesar Augustus Germanicus (37–68 n. Chr.), röm. Kaiser.
- 98 *Herodes*: Gaius Julius Herodes (73–4 v. Chr.), König in Judäa, Galiläa und Samaria.
- 99 *Platon*: griech. Philosoph (428/427–348/347 v. Chr.).
- 99 *Timäus*: Werk von Platon.
- 101 *Aristoteles*: griech. Philosoph und Universalgelehrter (384–322 v. Chr.).
- 101 *Hesiodus*: griech. Dichter um 700 v. Chr.
- 101 *Menenius Agrippa*: Agrippa Menenius Lanatus (vor 540–493 v. Chr.), röm. Politiker und Konsul, der 494 v. Chr. durch die »Parabel vom Magen und den Gliedern« die Plebejer angeblich zum Abbruch ihrer ersten Sezession bewog.
- 101 *Phädrus*: röm. Fabeldichter (um 20/15 v. Chr.–50/60 n. Chr.).
- 101 *Tiberius*: Tiberius Iulius Caesar Augustus (42 v. Chr.–37. n. Chr.), röm. Kaiser.
- 101 *Sejanus*: Lucius Aelius Sejanus (um 20 v. Chr.–31 n. Chr.), röm. Prätorianerpräfekt.
- 102 *Jam satis*: nun genug.
- 102 *Schlössen*: Hagelkörner.
- 103 *Pön*: Strafe.
- 107 *Phryger*: Aesop stammte vermutlich aus Phrygien, einer Region im westlichen Zentralkleinasien.
- 107 *Annalist*: Fachmann.
- 111 *Progne's*: Prokne ist in der griech. Mythologie Tochter des Königs Pandion von Athen und dessen Frau, der Najade

- Zeuxippe. Fliehend verwandelt sich Prokne in eine Nachtigall, ihre Schwester Philomele in eine Schwalbe.
- 112 *Jupiter*: höchster röm. Gott.
- 112 *Bachus*: Bacchus ist in der griech. Mythologie und röm. Religion Beiname des Dionysos, Gott des Weines und Rausches.
- 112 *Olympus*: höchstes Gebirge Griechenlands, in der griech. Mythologie Sitz der Götter.
- 112 *Zeus*: in der griech. Mythologie höchster Gott.
- 112 *Arachne*: in der griech. Mythologie Weberin, die die Göttin Athene zu einem Wettkampf in der Webkunst herausforderte und von der erzürnten Göttin, die den Wettstreit verlor, zur Strafe in eine Spinne verwandelt wurde.
- 112 *Athenä*: Athene ist in der griech. Mythologie Göttin der Handarbeit, des Handwerks, der Weisheit, der Kunst, des Kampfes und der Strategie.
- 112 *Kronion*: in der griech. Mythologie Beiname von Zeus, einem Sohn des Titanenpaares Kronos und Rhea.
- 113 *Evan*: anderer Name von Bacchus.
- 113 *Lolch*: Weidelgras.
- 114 *Ceres*: röm. Göttin des Ackerbaus und der Fruchtbarkeit.
- 117 *Nymphe*: weibl. Naturgottheit in der griech. und röm. Mythologie.
- 117 *Philomele*: ist in der griech. Mythologie Tochter des Königs Pandion von Athen und dessen Frau, der Najade Zeuxippe.
- 118 *Dieses Motto*: Auf dem Titelblatt von *Das Wörtlein Und Eine Geburtstagsfeier* befindet sich als Motto ein Zitat von Laurence Sterne (1713–1768): »To write a book is like humming a song.« Es stammt aus dessen Roman *The Life and Opinions of Tristram Shandy, Gentleman* (1759–1767).
- 119 *Schöppenstuhle*: Spruchkörper eines Gerichts.
- 119 *Yorik*: Hauptfigur aus dem Roman *A Sentimental Journey through France and Italy* (1768) von Laurence Sterne; dt. Übersetzung von Johann Joachim Christoph Bode unter dem Titel *Yoricks empfindsame Reise durch Frankreich und Italien* (1768–1769).
- 119 in einem *Desobligeant*: in einem abfälligen, verleumderischen Ton.
- 120 *Ilias*: griech. Epos aus dem 8. oder 7. Jahrhundert v. Chr., das eine Phase des Trojanischen Krieges schildert. Als Verfasser gilt Homer.
- 120 *Schöppe*: Schöffe.

- 120 *Rosinante des Ritters la Mancha*: Reitpferd von Don Quixote im Roman *El Ingenioso Hidalgo Don Quixote de la Mancha* von Miguel de Cervantes Saavedra (1605–1615)
- 120 *Wasserlohde*: Wassertrieb einer Pflanze, der als ertragloser Zweig anderen Zweigen den Saft entzieht. In übertragener Bedeutung: Überflüssiges, Wertloses.
- 120 *Certiren*: Wetteifern, Streiten. Der Herzog von Bedford ließ fette Preisochsen züchten.
- 120 *Newgate*: berüchtigtes Gefängnis in London.
- 120 *Grafen Rumford*: Benjamin Thompson, Graf von Rumford (1753–1814), brit. Offizier, Experimentalphysiker, Erfinder und Sozialreformer.
- 120 *Sous*: franz. Münze und Währungseinheit.
- 121 *Guineen*: brit. Münze und Währungseinheit.
- 121 *Ulubris*: Ulubrae, Dorf in den Pontinischen Sümpfen in Latium. Anspielung auf Quintus Horatius Flaccus: *Epistulae* 1, 11, 30: »quod petis, hic est, est Ulubris, animus si te non deficit aequus.« (was du suchst, ist hier, ist in Ulubrae, bleibt dir erhalten nur dein ausgeglichener Sinn)
- 122 *umhervagirte*: umhervagieren: umherziehen.
- 122 *influxus physicus*: Wechselwirkung von Leib und Seele, Körper und Geist.
- 122 *harmonia praestabilita*: vorherbestimmte Einheit, ein Grundbegriff der Philosophie von Gottfried Wilhelm Leibniz.
- 122 *Knorren*: krummer Teil eines Asts oder Baumstamms mit Verdickungen.
- 122 *Schwamm*: Baumpilz.
- 122 *opus exegetico-philosophicum*: Werk, das sich mit Auslegung und Philosophie befasst.
- 123 *Ministre des mines, des eaux et des forêts*: Minister des Bergbaus, der Gewässer und des Forstwesens.
- 123 *Levantine*: Hose aus Seide, die ursprünglich in der Levante genäht wurde.
- 124 *Maitre des eaux et des forêts*: Herrscher über die Gewässer und das Forstwesen.
- 125 *im Dorfprediger von Wakefield*: *The Vicar of Wakefield* (1766), Roman von Oliver Goldsmith (1728–1774); dt. Übersetzung unter dem Titel *Der Dorfprediger von Wakefield* (1777).
- 125 *Yorik seine Lorenzodose*: Die Lorenzodose geht auf eine Episode in Laurence Sternes Roman *A Sentimental Journey through France and Italy* zurück. Dort schenkt Yorick dem armen Franziskanermönch Lorenzo seine Schnupftabakdose aus Schildpatt zum Zeichen der Versöhnung. Im Gegenzug

erhält Yorick dessen Dose aus Horn. Die Dose wird für Yorick zum Symbol für Freundschaft und Tugend. Infolge der Rezeption des Romans entwickelte sich in der Epoche der Empfindsamkeit ein modischer Kult um die Lorenzodose. Johann Georg Jacobi, der sich zur zeitgenössischen Gefühlskultur bekannte, stiftete einen Lorenzo-Orden und verschenkte Horndosen als Ordenszeichen der Freundschaft, Verbundenheit und Humanität an gleichgesinnte Freunde.

127 *fahn*: fangen.

132 *Bug*: Schulterstück des Pferdes.

132 *in einem Othem*: in einem Atemzug, ohne Erholungspause.

Literaturverzeichnis

Im *Lesebuch* zitierte und erwähnte Werke von Friedrich Adolph Krummacker:

Parabeln. 3 Bde. Duisburg, Essen 1805, 1807, 1817.

Parabeln. Bd. 1. Vierte verbesserte und vermehrte Auflage. Duisburg, Essen 1814.

Ueber den Geist und die Form der Evangelischen Geschichte in historischer und ästhetischer Hinsicht. Leipzig 1805.

Die Kinderwelt. Ein Gedicht in vier Gesängen. Duisburg, Essen 1806.

Festbüchlein. Eine Schrift für das Volk. Bd. 1. *Der Sonntag*. Duisburg, Essen 1808.

Apologen und Paramythien. Duisburg, Essen 1810.

Das Wörtlein Und. Eine Geburtstagsfeier. Duisburg, Essen 1811.

Johannes. Drama. Leipzig 1815.

Festbüchlein. Eine Schrift für das Volk. Bd. 3. *Das Neujahrsfest*. Essen, Duisburg 1819.

Bilder und Bildchen. Essen 1823.

Die christliche Volksschule im Bunde mit der Kirche. Essen 1823.

Das Täubchen. Essen 1826.

Das Leben des heiligen Johannes. Eine Schrift für junge Christen. Essen 1833.

Friedrich Adolph Krummacher und seine Freunde. Briefe und Lebensnachrichten. Mitgeteilt von Arnold Wilhelm Möller. 2 Bde. Bremen 1849.

Briefe von Friedrich Adolf Krummacher. Nachlese. Hg. von Karl Büttner. Bremen 1911.

Johann Wolfgang von Goethe: Blicke in's Reich der Gnade. Sammlung evangelischer Predigten von D. Krummacher, Pfarrer zu Gemark. Elberfeld 1828. In: *Goethes Werke.* Hg. im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen. I. Abtheilung. Bd. 42. Erste Abtheilung. Weimar 1904, S. 16–19.

Johann Wolfgang von Goethe: Gespräche. In: Johann Wolfgang von Goethe: *Gedenkausgabe der Werke, Briefe und Gespräche.* Hg. von Ernst Beutler. Bd. 23. Zürich, Stuttgart ²1966.

August Harder: *Gesänge und Lieder aus dem Sonntage von F. A. Krummacher* [...]. Essen 1809 [²1833].

August Harder: *Gesänge und Lieder aus dem Christfeste von F. A. Krummacher* [...]. Essen 1811.

Jean Paul: Parabeln von Fr. A. Krummacher. (1808.). In: *Sämtliche Werke. Historisch-kritische Ausgabe.* Erste Abteilung. Bd. 16. Weimar 1938, S. 374–378. Zuerst

in: *Heidelbergische Jahrbücher der Literatur*. Erster Jahrgang. Erste Abtheilung. Theologie, Philosophie und Pädagogik. Zweytes Heft. Heidelberg 1808, S. 324–329.

Thomas Mann: *Buddenbrooks. Verfall einer Familie. Roman*. Hg. und textkritisch durchgesehen von Eckhard Heftrich unter Mitarbeit von Stephan Stachorski und Herbert Lehnert. Frankfurt a. M. 2002 (Große kommentierte Frankfurter Ausgabe. Werke – Briefe – Tagebücher 1. 1).

Thomas Mann: *Buddenbrooks. Verfall einer Familie. Roman*. Kommentar von Eckhard Heftrich und Stephan Stachorski unter Mitarbeit von Herbert Lehnert. Frankfurt a. M. 2002 (Große kommentierte Frankfurter Ausgabe. Werke – Briefe – Tagebücher 1. 2).

Susanne Barth: Krummacher, Friedrich Adolf. In: *Killy Literaturlexikon. Autoren und Werke des deutschsprachigen Kulturraumes*. 2., vollständig überarb. Auflage. Hg. von Wilhelm Kühlmann. Bd. 7. *Kräm – Marp*. Berlin, New York 2010, S. 74.

Rudolf Bendixen: *Bilder aus der letzten religiösen Erweckung in Deutschland*. Leipzig 1897. [S. 318–361 zu Krummacher]

Frank Bosse, Manfred Middendorf, Gisela Schwender: *Krummacher. Spuren einer bedeutenden Familie in Tecklenburg*. Tecklenburg 2017.

Karl Büttner: Zu Friedrich Adolf Krummachers Leben und Festbüchlein. In: *Monatsschrift für Gottesdienst und kirchliche Kunst* 17 (1912), S. 207–217, 237–244.

Johannes Friedrich Diehl: Krummacher, Friedrich Adolf. In: *Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon*. Begründet und hg. von Friedrich Wilhelm Bautz. Fortgeführt von Traugott Bautz. Bd. 4. Herzberg 1992, S. 714–715.

Werner Dietrich: *Die Familie als Keimzelle von Kirche und Gemeinwesen. Friedrich Adolf Krummacher als Beispiel*. Langenfeld 1998.

Hans Eich: Krummacher, Friedrich Adolf. In: *Lexikon der Kinder- und Jugendliteratur*. Hg. von Klaus Doderer. Bd. 2. I – O. Weinheim, Basel 1977, S. 275–276.

Theo Elm: *Die moderne Parabel. Parabel und Parabolik in Theorie und Geschichte*. München ²1991 (Uni-Taschenbücher 1630). [S. 44–50 zu Krummacher]

Gerd Gadek: Freiligrath, Weerth, Krummacher und das Dorf Kettwig. Eine Bestandsaufnahme und Zusammenschau. In: *Grabbe-Jahrbuch* 16 (1997), S. 143–159.

Christiane Graß, Julia Husmann, Peter Marx: *Des schönen Ruhrtals Krümmung. Friedrich Adolph Krummacher in Kettwig 1807–1812*. Essen 2011.

Christiane Graß: Friedrich Adolph Krummacher in Kettwig. In: Christiane Graß, Julia Husmann, Peter Marx: *Des schönen Ruhrtals Krümmung. Friedrich*

Adolph Krummacher in Kettwig 1807–1812. Essen 2011, S. 7–37.

Christiane Graß: Der Liederdichter. In: Christiane Graß, Julia Husmann, Peter Marx: *Des schönen Ruhr-tals Krümmung. Friedrich Adolph Krummacher in Kettwig 1807–1812*. Essen 2011, S. 111–115.

Renate von Heydebrand: Parabel. Geschichte eines Begriffs zwischen Rhetorik, Poetik und Hermeneutik. In: *Archiv für Begriffsgeschichte* 34 (1991), S. 27–122.

Friedrich Ernst Hunsche: Der Parabeldichter Friedrich Adolf Krummacher. Gedanken zu seinem 200. Geburtstag. In: *Westfalenspiegel* 16 (August 1967), S. 24–25.

Friedhelm Krummacher: »Wie schön bist du, freundliche Stille, himmlische Ruh« – Friedrich Adolf Krum-machers Texte im Liedgut. In: *Friedrich Adolf Krum-macher und seine Zeit*. Hg. von Georg Rosenthal. Bernburg 1996, S. 72–74.

Friedrich Adolph Krummacher. In: *Westfälisches Au-torenlexikon 1750 bis 1800*. Hg. und bearb. von Wal-ter Gödden und Iris Nölle-Hornkamp. Paderborn 1993, S. 264–269.

Friedrich Adolf Krummacher und seine Zeit. Hg. von Georg Rosenthal. Bernburg 1996.

Hans-Henrik Krummacher: Krummacher, Friedrich Adolph. In: *Neue Deutsche Biographie*. Bd. 13. Berlin 1982, S. 123–125.

Hans-Henrik Krummacher: »Über den Geist und die Form der Evangelischen Geschichte in historischer

und ästhetischer Hinsicht«. In: *Friedrich Adolf Krummacher und seine Zeit*. Hg. von Georg Rosenthal. Bernburg 1996, S. 42–45.

Hans-Henrik Krummacher: Friedrich Wilhelm Krummacher und die Religionskritik des 19. Jahrhunderts. In: *Pietismus und Neuzeit. Jahrbuch zur Geschichte des neueren Protestantismus* 31 (2005), S. 196–217.

Jo Krummacher: Gottes Freundlichkeit leben. Zum 225. Geburtstag von Friedrich Adolph Krummacher (13.7.1767–4.4.1845). In: *Deutsches Pfarrerblatt* 92 (1992), S. 290–292.

Krummacher, Friedrich Adolph. In: *Deutsches Literatur-Lexikon. Biographisch-Bibliographisches Handbuch*. Begründet von Wilhelm Kosch. Dritte, völlig neu bearb. Auflage. Bd. 9. *Kober – Lucidarius*. Hg. von Heinz Rupp und Carl Ludwig Lang. Bern, München 1984, S. 558–559.

Maria Krummacher: *Unser Großvater, der Ätti. Ein Lebensbild Friedrich Adolf Krummachers aus seinen Briefen gestaltet*. Leipzig 1926. [Faksimiledruck Duisburg 1968]

Christfried Kulosa: »Die christliche Volksschule im Bunde mit der Kirche.« »Des Mystizismus bezichtigt« – zum Weggang Friedrich Adolf Krummachers von Bernburg. In: *Friedrich Adolf Krummacher und seine Zeit*. Hg. von Georg Rosenthal. Bernburg 1996, S. 62–65.

Kurt Lorenz: Friedrich Adolf Krummacher. Erinnerung an einen großen Sohn des Tecklenburger Landes. In: *Westfälischer Heimatkalender* 10 (1956), S. 33–37.

Martin Luthers Fabeln und Sprichwörter. Mit zahlreichen Abbildungen und Holzschnitten aus der Werkstatt von Lukas Cranach. Mit Einleitung und Kommentar hg. von Reinhard Dithmar. Darmstadt ³2010.

Otto von Ranke: Krummacher, Friedrich Adolf. In: *Allgemeine Deutsche Biographie*. Bd. 17. Leipzig 1883, S. 240–243.

Horst F. Rupp: »Schule als kirchliche Anstalt«. Friedrich Adolf Krummacher (1767–1845) und seine Schrift »Die christliche Volksschule im Bunde mit der Kirche« (1823). In: *Denkwürdige Stationen der Religionspädagogik. Festschrift für Rainer Lachmann*. Hg. von Horst F. Rupp. Jena 2005, S. 163–180.

Bernhard Paul Schlemann: *Friedrich Adolf Krummachers Jugend- und Jungmannesjahre*. Diss. Münster 1923. [Masch.]

Friedrich Schlegel: *Geschichte der alten und neuen Literatur*. Hg. und eingeleitet von Hans Eichner. Paderborn, München, Wien 1961 (Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe. Hg. von Ernst Behler. Bd. 6. Abt. 1. Kritische Neuausgabe).

Ulrich Schödlbauer: Herders Paramythien. Vom Grund des Ungenügens an theologischer Rede. In: *Fabel und Parabel. Kulturgeschichtliche Prozesse im 18.*

Jahrhundert. Hg. von Theo Elm und Peter Hasubek. München 1994, S. 247–264.

Hans Schöner: »Wer über Krummacher spricht, kommt auch auf Kügelgen« – Friedrich Adolf Krummacher und Wilhelm von Kügelgen. In: *Friedrich Adolf Krummacher und seine Zeit*. Hg. von Georg Rosenthal. Bernburg 1996, S. 70–72.

Friedrich Sengle: *Biedermeierzeit. Deutsche Literatur im Spannungsfeld zwischen Restauration und Revolution 1815–1848*. Bd. 2. *Die Formenwelt*. Stuttgart 1972. [S. 125–131 zu Krummacher]

Harald Seubert: Säkularisierung biblischer »Gleichnisse« in Friedrich Adolph Krummachers »Parabeln«. Zum Wandel von Sinn und Darstellungsform parabolischen Erzählens. In: *Fabel und Parabel. Kulturgeschichtliche Prozesse im 18. Jahrhundert*. Hg. von Theo Elm und Peter Hasubek. München 1994, S. 265–285.

Otto Wenig: *Rationalismus und Erweckungsbewegung in Bremen. Vorgeschichte, Geschichte und theologischer Gehalt der Bremer Kirchenstreitigkeiten von 1830 bis 1852*. Bonn 1966. [S. 245–253 zu Krummacher]

Rüdiger Zymner: *Uneigentlichkeit. Studien zu Semantik und Geschichte der Parabel*. Paderborn, München, Wien, Zürich 1991 (Explicatio). [S. 233–236 zu Krummacher]

Nylands »Kleine Westfälische Bibliothek«

Peter Paul Althaus (Bd. 1) ■ Gustav Sack (Bd. 2) ■ Hans Siemsen (Bd. 3) ■ Josef Winckler (Bd. 4) ■ Reinhard Koester (Bd. 5) ■ Elisabeth Hauptmann (Bd. 6) ■ Peter Hille (Bd. 7) ■ Jodocus Temme (Bd. 8) ■ Ernst Meister (Bd. 9) ■ Heinrich und Julius Hart (Bd. 10) ■ Max Bruns (Bd. 11) ■ Paul Zech (Bd. 12) ■ Andreas Rottendorf (Bd. 13) ■ Adolf von Hatzfeld (Bd. 14) ■ August Stramm (Bd. 15) ■ Thomas Valentin (Bd. 16) ■ Paul Schallück (Bd. 17) ■ Richard Huelsenbeck (Bd. 18) ■ Erich Jansen (Bd. 19) ■ Felix Fechenbach (Bd. 20) ■ Fred Endrikat (Bd. 21) ■ Clara Ratzka (Bd. 22) ■ Annette von Droste-Hülshoff (Bd. 23) ■ Katherine Allfrey (Bd. 24) ■ Anton Aulke (Bd. 25) ■ Henriette Davidis (Bd. 26) ■ Katharina Schücking (Bd. 27) ■ Anton Matthias Sprickmann (Bd. 28) ■ Heinrich Jung-Stilling (Bd. 29) ■ Siegfried Johannes Schmidt (Bd. 30) ■ Erich Grisar (Bd. 31) ■ Johann Moritz Schwager (Bd. 32) ■ Reinhard Döhl (Bd. 33) ■ Hugo Ernst Käufer (Bd. 34) ■ Jenny Aloni (Bd. 35) ■ Michael Klaus (Bd. 36) ■ Max von der Grün (Bd. 37) ■ Hans Dieter Schwarze (Bd. 38) ■ Gerhard Mensching (Bd. 39) ■ Carl Arnold Kortum (Bd. 40) ■ Heinrich Kämpchen (Bd. 41) ■ Ferdinand Krüger (Bd. 42) ■ Werner Streletz (Bd. 43) ■ Rainer Horbelt (Bd. 44) ■ Engelbert Kaempfer (Bd. 45) ■ Heinrich Schirmbeck (Bd. 46) ■ Eckart Kleßmann (Bd. 47) ■ Otto Jägersberg (Bd. 48) ■ Mathilde Franziska Anneke (Bd. 49) ■ Heinrich Maria Denneborg (Bd. 50) ■ Arnold Consbruch (Bd. 51) ■ Maria Lenzen (Bd. 52) ■ Jürgen Schimanek (Bd. 53) ■ Willy Kramp (Bd. 54) ■ Wolfgang Körner (Bd. 55) ■ Frank Göhre (Bd. 56) ■ Hans Wollschläger (Bd. 57) ■ Otto zur Linde (Bd. 58) ■ Josef Reding (Bd. 59) ■ Siegfried Kessemeier (Bd. 60) ■ Harald Hartung (Bd. 61) ■ Ernst Müller (Bd. 62) ■ Justus Möser (Bd. 63) ■ Walter Vollmer (Bd. 64) ■ Christine Koch (Bd. 65) ■ Werkleute auf Haus Nyland

(Bd. 66) ■ Ilse Kibgis (Bd. 67) ■ Franz Josef Degenhardt (Bd. 68) ■ Hans Marchwitza (Bd. 69)) ■ Peter Florenz Weddigen (Bd. 70) ■ Gerd Semmer (Bd. 71) ■ Augustin Wibbelt (Bd. 72) ■ Otto Lüning (Bd. 73) ■ Otti Pfeiffer (Bd. 74) ■ Hugo Wolfgang Philipp (Bd. 75) ■ Liselotte Rauner (Bd. 76) ■ Levin Schücking (Bd. 77) ■ Georg Weerth (Bd. 78) ■ Fr. W. Weber (Bd. 79) ■ Ferdinand Freiligrath (Bd. 80)) ■ Erwin Sylvanus (Bd. 81) ■ Volker W. Degener (Bd. 82) ■ Richard Limpert (Bd. 83) ■ Elise von Hohenhausen (Bd. 84) ■ Friedrich Wilhelm Grimme (Bd. 85) ■ Werner Zillig (Bd. 86) ■ Hermann Mensing (Bd. 87) ■ Norbert Johannimloh (Bd. 88) ■ Georg Bernhard Depping (Bd. 89) ■ Horst Hensel (Bd. 90) ■ Heinrich Peuckmann (Bd. 91).